

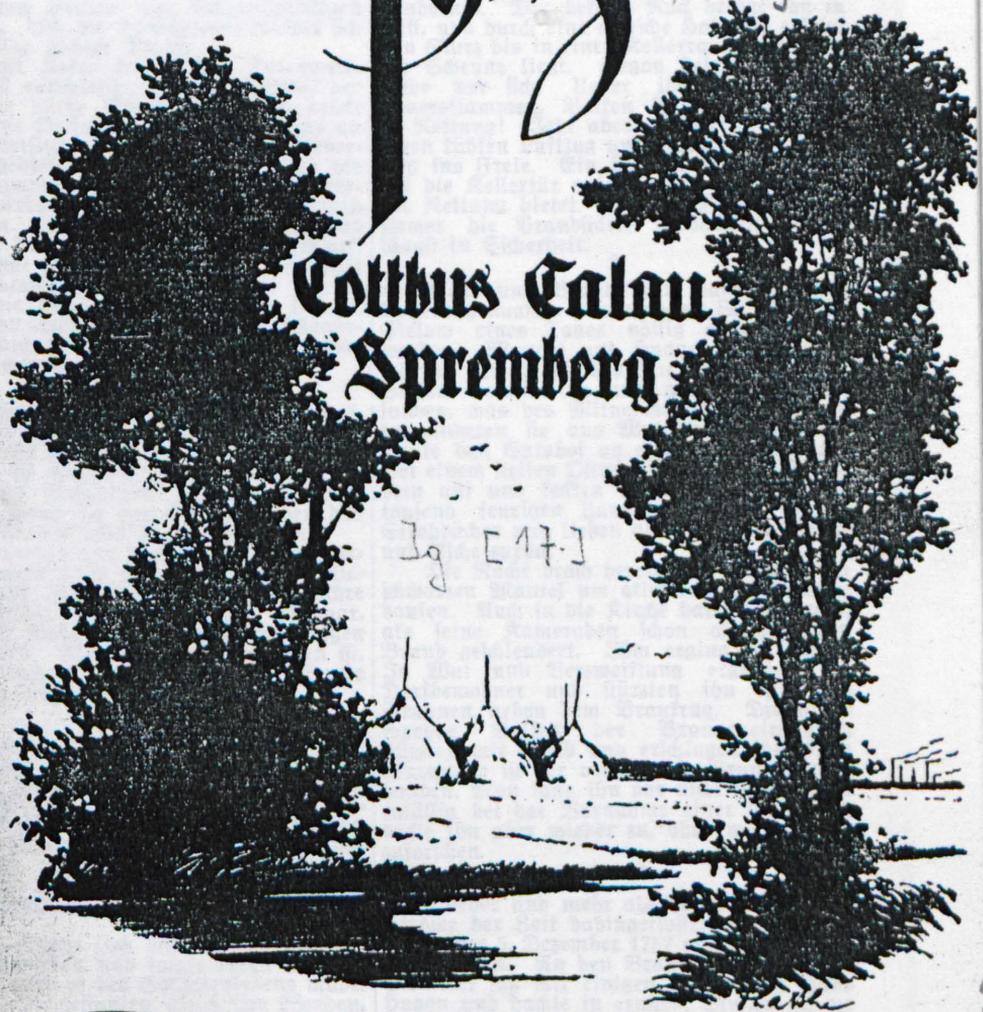
# Walden

1876/65 S

# 1925

Cottbus Calau  
Spremberg

Jg [17.]



Druck und Verlag von Albert Steine, Cottbus  
Buchdruckerei und Verlagsanstalt

# Der Schreckstein.

Sage und Wirklichkeit aus dem Wendischen.

Von M. Riese.

Als in Deutschland um die Mitte des 14. Jahrhunderts der „Schwarze Tod“ wütete und viele Tausende blühender Menschenleben dahinraffte, war noch nicht überall im Wendlande das Heidentum verschwunden.

Mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitete sich die graufige Seuche durch die Lande. Schon lagen in den Wendendörfern des Spreewaldes zahlreiche Opfer in der kühlen Gruft. Wie ein giftiger Hauch wehte es über die Gegend. Das Dorf Drachhausen blieb ziemlich lange von dem bösen Gaste verschont, obgleich aus seiner nächsten Nachbarschaft eine Todesbotschaft die andere überholte. Die Gefahr war groß. Zahllose Gebete wurden emporgesandt zum Höchsten, damit er gnädig das Anheiß vom Drie abwende.

Da entlamm man sich, auch einer alten weisen Frau, die im Dorfe Dobre Buß bei Lieberose wohnte und hohes Ansehen genoß. Man beriet und landte dann drei Männer zu ihr, um sie um Rat zu fragen in so großer Not.

„Spannt am weißen Sonntag drei weiße Kühe vor einen Pflug, und verlammet Euch alle in der Mitte des Dorfes bei der Kirche. Dann gehet nach Mittag zu, Mann, Weib und Kinder bis zur Grenze Eurer Feldmark. Wählt drei Älteste unter Euch, die die Kühe führen, und der Vornehmste unter Euch ergreife den Pflug. So sollt Ihr pflügen um Eure ganze Feldmark eine tiefe Furche. Doch nirgends darf die Furche Lüden zeigen. Die sieben Ausgänge des Dorfes durchfurcht je dreimal und stellt dort Wachen auf bei Tag und Nacht. Kein Menschenfuß darf über diese Furche schreiten.“ So sprach die weiße Frau und entließ die Abgesandten getrosten Mutes.

Als nun am weißen Sonntag (Quasimodogeniti) der Priester aus Madlow zur Taufe der neugeborenen Kindlein kam, die Gefahren der schleichenden Seuche nicht achtend, sollte das Gebot der weisen Frau befolgt werden. Der Priester, der davon erfuhr, wehrte der Maßregel nicht, vielleicht, daß er sie als tatsächlich geeignet hielt, die Ansteckungsgefahr zu vermindern.

Einige Monate vergingen dann in hanger Furcht. Aber während in Peiß, Drehnow, Turnow und Teshrow der Todesengel reiche Ernte hielt, verschonte er doch Drachhausen. Die Einwohner, mit dem Notwendigsten zum Leben versehen, konnten wohl geraume Zeit auskommen, ohne mit der Außenwelt in Verbindung treten zu müssen. Doch als der Sommer vergangen war, da gebracht es an Salz. Man versuchte zunächst, ohne dieses auszukommen; aber immer dringender be-

durfte man seiner. Salz konnte nur allein vom Salzamt in Peiß geholt werden. Doch wie konnte das geschehen, ohne jenes Gebot der weisen Frau zu übertreten. Not kennt kein Gebot; auch mag das Dorf etwas sorgloser geworden sein.

Kräftige Männerarme hoben die Räder des Wagens hoch, als die Pferde die Furche schon überschritten hatten. Krijo Hugon, der Großknecht des Bauern Schergun war durch das Los bestimmt worden, die Fahrt nach Peiß zu wagen. Er sprang leichtfüßig auf den Wagen, als die Räder die Männer über die Grenzfurche hoben.

Nach glücklicher Verrichtung seines Auftrags nahte Hugon der Grenze des Dorfes. Reichlichen Vorrat an Salz brachte er mit. Die Pferde setzten mit schnellem Sprung über die Furche. Ihr Lauf wurde gehemmt, durfte doch die Furche nicht durchfahren werden. Wieder wie bei der Ausfahrt griffen kräftige Männerarme zu und hoben das Vorderende des Gefährts über die Grenze. Und als der Wagen so eine Brücke bildete über die trennende Furche, — da schwebte Myrrawa, das „Totenweib“ auf den Wagen, und der Knecht brachte den Tod ins Dorf. Was nützte es, daß die Männer mit Hilfe von Striden und Stangen auch die Hinterräder des Wagens über die Furche heben konnten. Der Tod war unter sie getreten, — und sie wußten es nicht.

Voller Freude verteilte man das langentbehrte Salz, und in allen Familien schmeckte das gewürzte Abendbrot ganz vorzüglich. Aber der schwarze Tod ging ungekämpft an seine graufige Arbeit. In zehn Häusern hatten die Bewohner das allerleiste Mahl gehalten. Die unarmherzige Knochenhand des „Totenweibes“ kürzte ihren Lebensfaden.

Krijo Hugon, der Großknecht, steht mit entblößter Brust und noch in Schweiß gebadet von der Aufregung der Fahrt auf der Schwelle der geöffneten Stalltür und plaudert mit Rascha, der Großmagd, die die Kühe melkt. Er erzählt von seiner Fahrt und der Rückkehr und von dem Jammer, den seit Tage in Peiß und in den anderen Orten erblickt hat, von den zahllosen Opfern des „Schwarzen Todes“.

Die Abenddämmerung ist inzwischen hereingebrochen. Rascha erhebt sich mit der vollen Milchgelte und lauscht aufmerksam der Schilderung ihres Liebsten. Dieser spielt achlos bei leinen Worten mit einem Schreckstein, der an einer Lederschur ihm auf der Brust herniederhängt. Es ist für ihn ein wertvoller

Schab, dieser Schredstein. Ein herzförmiges flaches Steinchen, durchbohrt, unverkennbar eine uralte Weispöbe, ein Amulett, wie es wohl noch heutzutage manche Wenden besitzen und hüten. Und als der Knecht so lässig steht, ist es ihm plötzlich, als ob ein starker Geruch von Leichen die Luft erfüllt. Beunruhigt fährt er auf. Seine Hand streift aufwärts fahrend die Lederschur und fast wieder zum schubkräftigen Stein. Und plötzlich werden seine Augen aufgetan, sie sehen Schredliches. Vor ihm steht Myrrawa, das gelpenstige Totenweib und hebt gegen ihn die dürre Knochenhand. Graugelb ist das Gesicht der Fürchterlichen, aschgraue lange Haarsträhnen fallen wie Schlangen über eine bauliche Zade herab. Auf dem farblosen Gewande, das die Knochengestalt umschlobdert, erblickt er sie und da Hände von Maulwurfsellen. Die Haut der Hände scheint aus zulammengeschrumpften Häuten von Schlangenhälgen zu bestehen. Um die Handgelenke windet sich züngelnd eine giftige Natter.

So sieht Krijo Hugon das Totenweib. Aber schnell entschlossen greift er fest mit der Rechten die dürre Knochenhand und drückt ihr dabei die Deffnung des Wundersteins an deren Mittelfinger, wie es ihm die Ueberlieferung gebietet. Wie gelähmt sinkt da die Gestalt zusammen. Hugon ist sich der Wunderwirkung seines Steins voll bewußt. Durch die Gärten und auf Grasstainen entlang schreitet er darauf zur Grenze der Feldmark. Jetzt schwingt er die Rechte mit dem Amulett über die Grenze, über die geheiligte Furche, und läßt die Hand des Totenweibes fahren. Wie ein schwarzer Schatten, der die Dämmerung verdichtet, schwebt Myrrawa dem düstern Kiefernwalde zu.

\*

Am nächsten Morgen da zeigt sich, welches Unheil der Tod im Dorfe angerichtet hatte. Es war Klage zu halten über 15 Tote. Man trug sie nicht in feierlichem Zuge zur gemeinlichen Ruhestätte, sondern bereitete ihnen das Grab in den Gärten neben den Häusern und umstellte es mit Gehegen.

Krijo Hugon und seine Kaska aber wurden an diesem Tage die Verwalter des Besitztums, auf dem sie dienten, denn ihre Dienstherrschaft, ein kinderloses Ehepaar, hatte in der Nacht das Totenweib zur ewigen Ruhe gerufen. Was aus ihnen geworden ist, als dann nach einiger Zeit die böse Seuche erlosch, das verkündet die Sage nicht.

\*\*\*

Jahrhunderte sind inzwischen dahingeraucht, und durch unsere Gegend rast die Furie des Krieges, des 30jährigen Krieges. Um diese Zeit diente ein Grobknecht mit Namen Hugon, der aus Drachbawlen stammte, auf einem Vorwerk, das zu dem Orte Krimnik gehörte. Es ist verschwunden wie das Dorf. Der Krieg hat beide mit eiskernem Besen fortgeführt aus dem Gedenten der Menschen.

Dieser Knecht ließ sich von den Wallensteinern anwerben und folgte ihren Fahnen. Doch bald ward er des Soldatenlebens müde. Mit zwei Gleichgesinnten, gleich ihm Wenden, besprach er sich, und eines Nachts, als einer von ihnen die Wache hielt an einer Mauerpforte in der Stadt Cottbus, machten sie sich

heimlich davon. Ihre Flucht wurde aber bald entdeckt und schon waren ihnen die Bersolger auf den Fersen. Sie slohen nach Briesen zu, sahen aber bald ein, daß sie diesen Ort nicht mehr erreichen konnten. Auf ihrem Wege lag das Vorwerk Krimnik, auf dem Hugon früher gedient hatte. In einer mit Stroh gefüllten Scheune suchten sie Zuflucht. Die Bersolger spürten jedoch das Versteck schnell auf. Sie hatten nicht Lust, noch erst lange nach den Delerenteuren zu suchen. Die Brandfadel schleudern sie in das Gebäude. Zwei der Flüchtlinge springen, um dem sichern Flammentode zu entgehen, aus ihrem Versteck hervor und fallen den Bersolgern in die Hände. Auch Hugon ist schon in seiner Verzweiflung entschlossen sich auszuliefern. Da verfährt sich, als er über dem Gebälk haltig dahintriecht, die Schnur eines Amuletts, das er auf der Brust trägt, an einem Hindernis. Der heftige Ruck bringt ihn zu Fall, und durch eine morsche Holzdede erfolgt sein Sturz bis in einen Kellerraum, der unter der Scheune liegt. Hugon sieht sein nahes Ende vor sich. Ueber ihm brausen die Feuerflammen, Balken stürzen! Nirgends ist Rettung! Jetzt aber verpürt er plötzlich einen kühlen Luftzug und erblickt einen Ausweg ins Freie. Ein herabstürzender Balken hat die Kellertür aufgepresst, die den Weg zur Rettung bietet. Als die Bersolger noch immer die Brandstätte beobachten, ist er längst in Sicherheit.

\*

Nord und Brand hatte damals unsere Gegend genugsam auszusehen. So war auch Siewow eines Tages völlig ausgeplündert worden. Mangel und Hunger hielten Einkehr in dem Dorf. Als kurz darauf Kroaten Siewow heimlich und nichts mehr vorfanden, was des Mitnehmens wert erschien, da zündeten sie aus Wut über entgangene Beute den Gutshof an allen vier Ecken an. Bei einem steifen Ostwind loderten die Flammen auf und lezten gierig an sich. Mit tausend feurigen Zungen ergriffen sie die Strohdächer und ließen als Spur nur Schutt und Asche zurück.

Die Nacht brach herein und hüllte ihren schwarzen Mantel um glimmende Trümmerhaufen. Auch in die Kirche hatte ein Kroat, als seine Kameraden schon abzogen, den Brand geschleudert. Ihm erging es schlecht. In Wut und Verzweiflung ergriffen ihn Dorfbewohner und stürzten ihn in einen Brunnen neben dem Brautrug. Die glimmenden Balken der Brunneneinfassung stürzten mit herab und erschlugen ihn. Noch heutzutage ist der verkhüttete Brunnen vorhanden. Man fand ihn vor nicht langer Zeit zufällig bei der Vornahme einer Erdarbeit, bedeckte ihn aber wieder zu, ohne weiter nachzuforschen.

\*\*\*

Wieder sind mehr als hundert Jahre im Strome der Zeit dahingeflossen. Es war am Abend des 5. Dezember 1757 nach der Schlacht bei Leuthen. An den Brandtrümmern einer Schäferei lag mit einigen Kameraden Hans Hugon und dachte in erstem Sinnen an die ferne Heimat. Er hatte den Spreewald verlassen, um sein Glück unter den Kriegsscharen zu suchen. Das erlebte Glück war ihm noch

nicht geworden, aber die tödlichen Geschosse hatten ihn verschont. Von Müdigkeit übermannnt sank er nach dem andern in tiefen Schlaf. Keiner von ihnen sah, wie der Tod auf leisen Sohlen sich ihnen näherte. Ein feindlicher Sular war's, den der Durst nach Rache in die Nähe der Sieger trieb. Dreimal lenkte er den Mordstahl, und drei Leben waren beendet. Hugon schreckte aus dem Schlaf auf, ein heftiger Stoß gegen die Brust hatte ihn getroffen. Er erblickt nun den Mörder, der eben wieder zum Stöße aussholen will. Ein fester Griff, und der Schleicher ist entwaffnet. Sein Bitten nützt ihm nichts, er erhält den verdienten Lohn. Was war es, das dem Spreewaldsohn das Leben rettete? \*

Ein Amulett, das er an einer Lederschur an der Halse trug, ein uraltes Erbtück von seinen Vorfahren. Die Spitze des Mörderdolches hatte an dem platten Steine Widerstand gefunden.

\*\*\*

Etwa zwei Kilometer von dem waldumschlossenen Dorfe Drachhausen entfernt, da wo der Weg nach Straupitz in den Forst einmündet, steht ein einlamenes Blockhaus, ein Schrottholzbau. Es ist eine leiner Kolonistenwohnungen, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen im Spreewalde in größerer Zahl errichtet worden sind. Es gibt solcher in Drachhausen noch etwa ein Duzend und in Burg im Herzen des Spreewaldes wohl dreimal so viel.

Das strohgedeckte Gebäude ist für zwei Familien eingerichtet. Durch die quergeteilte Tür gelangt man in den Hausflur mit eingestampftem Lehm Boden. Rechts und links kann man in die Wohnstuben treten. Die Wände der Zimmer sind mit gut gehobnten Brettern beschlagen, der Fußboden ist gediest. Der in Form einer stumpfen Pyramide aufgesetzte Kachelofen, zum Kochen eingerichtet, nimmt in der Nähe der Tür einen bedeutenden Platz ein. Hinter dem Ofen dehnt sich die sogenante „Hölle“ aus, nach heutigem Begriffen der Küchenraum, in dem die Hausfrau unumschränkt waltet. Neben der Stube liegt die kleine Kammer mit den mannigfachen Vorräten und dem Zugang zum Keller. Dem Eintretenden fällt in der Stube sofort der lange Wandsimis auf mit seiner stattlichen Reihe von zinnernen und löthernen Schüsseln und Töpfen. Nach der Größe sind die Gefäße abgestuft, und als letztes Glied der Reihe ist der blüßblau gepuzte Messingmörler mit dem kräftigen Stöber aufgestellt. Dem Ofen gegenüber steht das Himmelbett mit den selbstgewirkten Vorhängen. Es bietet reichlich Platz für mehr als zwei Personen. Ein echt wendischer roher Holzstich, einige Holzstühle und an den Wänden aufgestellte Bänke vervollständigen die Einrichtung der Wohnung.

In diesem Hause sitzt — es ist Juli 1870 — in seiner Stube der 85jährige Krijo Hu-

gon, jetzt ein Invalide und früher ein tüchtiger Landwirt. In der Schlacht bei Wauken im Mai 1813 hatte ihn die Kugel ins Bein getroffen. Schlimm war's für ihn aber, daß er in französische Gefangenschaft geriet. Da er transportfähig war, wurde er nach Frankreich geschafft. Im Elsaß heilte seine Wunde. Dann ging es weiter nach dem Süben Frankreichs. Die Wunde war verheilt, das Bein aber steif geworden. In der Gefangenschaft hatte er Schuhmacherkünste erlernt und nach seiner Rückkehr in die Heimat, so oft es verlangt wurde, diese Künste geübt. Aus jener Zeit seiner Gefangenschaft waren ihm allerlei fremdländische Gefänge im Gedächtnis geblieben. Seine Arbeiten pflegte er mit fröhlichem Gesang zu begleiten. Mit besonderer Freude und Mühe richtete er Amfeln ab und brachte ihnen jene fremden Melodien bei.

Es ist gegen Mittag. Der alte Mann blickt durch das geöffnete Fenster auf eine flache Anhöhe hinaus, wo sein Neffe, Martin Hugon, der junge Wirt, die letzten Schwaben des goldgelben Kornes mäht. Vom Waldbesrand grüßt eine hohe schlanke Birze hernieder. Man vernimmt den lodenden Ruf des Wirtrols: Luzia do Gribow (wendisch: Gehst du in die Birze?) und seinen zwitschernden Nachsaj (den die Wenden überleben mit: Halt du deinen Kober?). Im Zimmer schmettern des Alten tägliche Hausgenossen, eine Amfeln und ein munterer Star seine Lieder. Heiß brennt die Sonne nieder, es naht das große Schweigen des Mittags.

Da sieht der Alte, wie der „Kuhlei“, der amtliche Bote das Dorfobervaupt, auf den Wirt zukommt und ihm ein Schreiben bringt. Schon leit mehreren Tagen geht ja durch das Land die Rede von einem Kriege mit Frankreich, auch der alte Krijo hat davon erfahren. Er ahnt daher schon, was der seltene Bote gebracht hat.

Ja, es war die Einberufung des Martin Hugon zur Fahne. Sie brachte schwere Sorge und Bangen in das abgelegene Blockhaus. Nur der kleine Bube in der Wiege, Martin genannt wie der Vater, blieb davon noch unberührt. Als dann bald darauf Kaska, die Mutter des Kleinen, nach Hause kam und den Säugling an die Brust legte, da fielen viele Tränen auf sein kleines Köpfchen.

„Ja, morgen früh um sieben Uhr muß ich fort, Kaska! Um ein Uhr müssen wir alle auf dem Packhof in Cottbus sein.“ Nun ging es an ein eifriges Vorbereiten. Martin aber will durchaus nichts weiter mitnehmen als seinen Sonntagsanzug und ein reines Hemd.

Spät am Abend, als die andern sich schon zur Ruhe begeben haben, tritt der alte Krijo zu Martin mit einem hölzernen Kästchen. Daraus zieht er ein flaches Steinden heraus und reicht es dem Neffen. „Nimm diesen Stein! Du weißt ja, welche Kraft er haben soll. Im Kriege wirst Du ihn schon gebrauchen können.“ Schon will Martin das angebotene Amulett zurückweisen, doch ein

**A E G**  
COTTBUS

**Auskünfte**  
**über Hausinstallationen**

Blid auf das feierlich-ernste Gesicht des Oheims, den er vielleicht heute zum letzten Male im Leben sieht, hält ihn davon ab. Er läßt es sich gefallen, daß der Alte ihm das Amulett an einer dauerhaften Lederschmür um den Hals hängt.

Ernst hört er an, was der Alte ihm noch von der Wunderkraft des „Schredsteins“ erzählt. „Ich selber,“ so erzählte er, „habe keine Hilfe nicht so sichtbar bemerkt, wie andere aus unserm Stamm in alter Zeit. Nur einmal im Walde hatte meinen Bruder eine Giftotter ins Bein gebissen, als wir Beeren suchten. Da habe ich den Stein so auf die Bißwunde gedrückt, daß das Blut durch die kleine Bißwunde hervorquoll, lange, wohl eine Viertelstunde lang. Das hat geholfen. Und ein andermal, da lag ich Anno 1813 in Spremberg im Quartier. Nachts wollte mir ein Kamerad den Geldbeutel von der Brust stehlen, als ich in tiefem Schlafe lag. Er zupfte dabei aber aus Versehen an der Schmür des Schredsteins, und ich blieb vor Schaden bewahrt.“

Am nächsten Morgen nahm Martin Abschied von den Seinen, in der Hoffnung eines frohen Wiederlebens. Seine Frau begleitete

ihn eine Strecke Weges und ließ ihn dann, innerlich gefaßt und getrosteten Mutes allein des Weges ziehen.

Die Erntezeit des Jahres 1871 ist herangefommen. Im Dorfe Drachhausen herrscht aufgeregtes Treiben, denn die heimkehrenden Krieger werden erwartet. Unter den Frauen, die wartend am Eingang des Dorfes stehen, befindet sich auch Kascha Hugon mit ihrem Söhnchen. Da haben nun die Langerlebten. Ein Wagen führt sie in die Heimat zurück. Martin Hugon ist fast unkenntlich durch einen langen Vollbart. Zu Hause empfangen Mutter und Oheim den heimkehrenden Krieger.

„Wie ist es Dir mit dem Schredstein ergangen,“ so fragt später im vertraulichen Gespräch der Alte. „Hast Du ihn noch?“

„Er liegt in Splittern auf den Höhen bei Spichern, eine Chassepotikugel hat ihn zerschmettert!“

Zwei winzige Steinsplitter und eine plattgedrückte Kugel, die das Amulett zerschmetterte, hat Martin Hugon mitgebracht und dazu ein rotes Mal in der Herzgegend.

## Am „heiligen“ Quellen in der Niederlausitz.

In alten Ueberlieferungen ist von den drei heiligen Böhndchen in der Niederlausitz öfter die Rede. Zahlreiche Sagen und Erzählungen sind mit ihnen verknüpft. Die ausgehöhlten Urnenfriedhöfe, die sich in der Nähe dieser Quellen befinden, weisen darauf hin, daß sie zu heidnischer Zeit vermutlich zu Kultuszwecken gedient haben und auch wohl Verehrung genossen, worauf u. a. auch einige Klosterchroniken Bezug nehmen.

Der „Goldborn“, „goldene Born“ oder „Goldbrunnen“ bei Werchow unweit Calau ist die bedeutendste und berühmteste dieser Quellen. Das reisend am Fuße des Lausitzer Grenzwalls gelegene Dörfchen Werchow ist etwa 3 Kilometer von Calau entfernt und wird von Ausflüglern gern aufgesucht. Das eigentliche Ziel sind die von Werchow etwa ein Kilometer südlich entfernten „Cabelser Berge“, die mit jungem Kiefernwald, hie und da auch mit Laubholz bekleidet sind und oben ein geschlossenes Plateau bilden, das stellenweise bis zu 30 Metern in die „Werchauer“ steil abfällt. Oben, am Rande einer Schlucht, die den Namen „Hölle“ führt, steht in einer Kiefernplantation die „Kreuzfichte“, der letzte Zeuge früherer großer Wäldungen, die jüngeren Generationen Platz gemacht haben. Die Reste dieses Baumes stellen mit dem abgetorbenen Wipfel ein Kreuz dar. Vom Rande der Schlucht aus kann man den nördlichen Teil des Kreises Calau überschauen und am Horizonte bemerkt man die Türme von Lübben, Lübbenau und Pelschau. Gegen Osten wird der Wasserturm der Stadt Cottbus bei Sachsendorf sichtbar.

Zur Kreuzfichte führt von Werchow längs des Mühlengrabens durch auffallend üppige Wiesen ein breiter Fußsteig bis zum Goldborn, einer selten schönen Wiesenquelle, die hart am Fuße eines Hügels liegt und ihr

klares Wasser in den Mühlengraben ergießt. Die Quelle selbst ist ein über ein Meter tiefes Loch mit steil abfallenden Ufern und von etwa 10 Quadratmetern Größe. Am Grunde der Quelle bringt das Wasser an verschiedenen Stellen in starken Stößen hervor und hält den klaren, losen Quarzsand des Grundes dauernd in wallender Bewegung. Die Kraft der vordringenden Wasseradern ist so groß, daß oft auch die Oberfläche der Quelle noch Strudel zeigt. Die Quelle bietet dem Beschauer wirklich einen ganz überraschenden Anblick. Neben dem Quarzsand wird am Grunde auch das unbestimmbare Gemisch von Laubreihen, Zweigstücken, Erlenfruchtzapfen und ähnlichen Abfällen, das im Laufe der Zeit braun und schwarz geworden ist, ständig in Bewegung erhalten. Ein unheimlicher Anblick!

Zu Zeiten größerer Ergiebigkeit des Wasserzuflusses wird der Abfall von dem Quellwasser abgetrieben. Klar und kühl bleibt stets das Wasser dieses Quells, obgleich in seiner Flut mancherlei Lebewesen ihr Dasein fristen. So findet man an seinem Rande und an den Pflanzen, die dort wachsen, ein Gebilde, wie Schlamm und Schwamm gestaltet. Es ist der Wasserpolyp, der in Gewässern Norddeutschlands vorkommt. Oft kann man auf der Oberfläche des Wassers stahlblaue Flecke, gleich Fettaggen auf der Fleischbrühe, schwimmen sehen. Es handelt sich hierbei um eine Bakterienart.

Wegen ihrer Größe und ihrer Schönheit dürfte die Quelle weit und breit ihresgleichen kaum finden. Schülern bietet sie sich als vorzügliches Anschauungsmittel. Sie ist so ergiebig, daß sie für den Betrieb der im Dorfe Werchow beleagerten Mühle einen beträchtlichen Teil der Wasserkraft zu liefern imstande ist.

Auf der Anhöhe, an deren Fuß der Goldhorn seine Wasser emporsprudeln läßt, liegt im Grünen versteckt die „Steigente“, eine kleine Gastwirtschaft, die wegen ihrer wirklich ausgezeichneten Lage neuerdings von Sommergästen gern aufgesucht wird. Von hier aus genießt man in reiner Luft einen prächtigen Rundblick über grüne Felder und Wiesen auf die nahen bewaldeten Höhen, die sich wie die Kulissen eines Naturtheaters male-riell aufbauen, dort weit zurücktreten und hier wie ein Reil vorspringen.

Schon die heidnischen Bewohner der Lausitz wallfahrteiten zu der „goldenen“ Quelle und suchten in ihrem Wasser Heilung von mancherlei Gebrechen. Deshalb genoß sie besondere Verehrung. Noch im christlichen Mittelalter war der Goldbrunnen ein weitberühmter Wallfahrtsort, sodaß ihn u. a. auch eine lässliche Kurfürstin aufsuchte und in dem heilkräftigen Wasser Genesung fand. Die Reste einer alten Kapelle sollen noch vor etwa 80 Jahren vorhanden gewesen sein.

Mehrfach bestand wohl die Absicht, die Quelle in ein steinernes Becken zu fassen, doch befürchtete man, dadurch vielleicht den Wasserzufluß zu stören. So ist es denn bei einem primitiven Schutz des Quellsassins durch eine einfache Umwehrung und durch eine Warnungstafel geblieben. Unnütze Hände haben auch jetzt noch immer Freude daran, Steine, Aeste und sonst allerlei in die aufwallende Flut zu werfen. Wir möchten die Quelle daher dem Schutze der Heimatfreunde recht angelegentlich empfehlen. Sie verdient es, in etwas ausgiebigerem Maße als bis jetzt geschützt und gepflegt zu werden.

Es kann nicht wundernehmen, daß die Sage sich des berühmten Quells bemächtigt hat. Die Bewohner der Umgegend behaupten, daß in der Nähe des „goldenen Borus“ viele Schätze vergraben seien, die noch der Hebung harren. Durch Altertumsforscher angestellte Nachgrabungen haben in der Nähe wohl Urnen und Aschenreste zutage gefördert, auch Steinpackungen mit Brandschichten als Reste einer alten Kulturstätte.

Eine Sage berichtet, daß in grauer Vorzeit ein so gewaltiger Wasserstrahl aus der unheimlichen Tiefe des Goldborns hervor-gebrochen sei, daß man sein Rauschen bis in Calau gehört habe. Als dann aber ein ruchi-loser Mann einen Mühlstein hineinwarf, sei das Wasser nach und nach weniger heftig hervorströmt und das Rauschen verstummt. Als sicher kann gelten, daß in früheren Zeiten der Wasserreichtum des Quells ganz beträch-lich größer gewesen ist. Die Heilkraft des Wassers ist fast ganz in Vergessenheit ge-raten, nur einige Erinnerungen haben sich erhalten.

Die beiden andern „heiligen Börnchen“ befinden sich ganz in der Nähe der Stadt Bet-schau. Es sind das die Quellen „Spuscht“ und „Loboschitzka“. Sie erweisen sich heute als kleine, fast vergessene Quellen mit geringem Wasserzufluß. Es ist wahrschein-

lich, daß Veränderungen in den Bodenver-hältnissen im Laufe der Zeit die Kraft der Quellen gebrochen und dem Wasserzufluß andere Wege gewiesen haben.

Die Quelle „Spuscht“ („Verlassen“) liegt bei Weiskag (vom wend. hussok = hoch, das hochgelegene Dorf). Am Eingange des Dorfes, etwa 1 Kilometer östlich von Bet-schau, erhebt sich zur Rechten ein umfang-reicher Sandberg, der sogenannte Windmühl-enberg. In der Nordseite ist durch Sand-entnahme ein großer Teil des Berges schon abgegraben. Früher bedeckte diesen Berg, wie die Ueberlieferung lautet, ein schöner Birkenwald, in dessen Mitte auf einer klei-nen Lichtung die Quelle Spuscht hervor-sprudelte. Noch vor etwa 50 Jahren führte die Quelle reichlich gutes, kristallklares Was-ser. Seitdem hat es sich aber derartig ver-mindert, daß das Börnchen selbst vielen Dorf-bewohnern nicht mehr bekannt ist.

Leutnant Renner in Limberg und der im Jahre 1845 zu Betschau verstorbene Ober-pfarrer Spann, zwei um die Heimatkunde sehr verdiente Männer, haben zahlreiche Nachrichten über den Bleden Spuscht und das heilige Börnchen gesammelt. Beide vertreten die Ansicht, daß der ganze Hügel ein heid-nischer Begräbnisplatz gewesen sei und die Quelle Kultzwecken gedient habe. Diese Auf-fassung wird durch alte Klosterchroniken ge-stützt. Als die Prämonstratener-Mönche aus Ludau die Gegend von Betschau zum Christentume bekehrten, fanden sie auf dem Mühlberge bei Weiskag eine große heid-nische Begräbnisstätte mit einer heißen Quelle. Inmitten der Quelle befand sich ein Gözenaltar, den sie zerstörten. Lange blieben die bekehrten Wenden um Betschau heimlich den heidnischen Gebräuchen treu, bis mit der inneren Festigung des neuen Glaubens die Stätte verlassen wurde und daher den Namen Spuscht (d. h. Verlassen, Dede, Wüste) erhielt. Das grobe Urnenfeld auf dem Berge hat noch bis zum Jahre 1865 unverlezt gelegen. Bei dem Bau der Berlin—Görlitzer Eisen-bahn, die den Berg durchschneidet, sind fast alle Gräber zerstört worden.

Die Quelle „Loboschitzka“ (Rivischka), die gefast und von einem Steinaufbau um-geben ist, liegt kaum 100 Schritt hinter den letzten Häusern von Lobendorf. In unmittel-barer Nähe von Betschau soll das größte Heiligtum der alten heidnischen Bewohner, der Berg und die Quelle Loboschitzka sowie der Christanberg am Betschauer Schützen-haule, gewesen sein. Zweifellos hat die Quelle dem Orte Lobendorf den Namen ge-gaben. Die Quelle befindet sich auf einer kleinen Anhöhe dicht am Wege nach Eichow.

In alten Handschriften wird dieser Ort auch mit „Lubosches Ort“ bezeichnet. Alle im Laufe der Zeit dort der Erde entnommenen Altertümer (Urnen in großer Zahl, Lanzens-pitzen, Schmudfachen u. a. m.) deuten darauf hin, daß hier in alter Zeit eine große Kult-und Begräbnisstätte mit einem Flächeninhalt

**A E G**  
COTTBUS

**Praktische Winke**  
für Landwirte

von reichlich einem Quadratkilometer bestanden hat. Die Hauptpunkte derselben bilden allem Anscheine die Quelle Loboschka und der Chrinstanberg. Letzterer soll noch kurz vor der Separation 1844/45 mit einem Wallgraben umgeben gewesen sein, hinter dem das große Lobendorfer Urnenfeld beginnt.

Leider sind die Urnengräber durch Bedeckung und Aufforstung heute fast alle zerstört, nur einzelne Scherben zeugen noch von dem ehemaligen Reichtum des Bodens an Tongefäßen.

Die Quelle Loboschka soll der Sage nach unterirdisch bis zum Chrinstanberge fließen und dort in eine andere heilige Quelle einmünden, die aber heute verschüttet liegt und

nur noch kaum erkennbare Spuren von ihrem Vorhandensein hinterlassen hat. Ein Körnchen Wahrheit scheint in der Sage enthalten zu sein, soweit es sich nämlich um einen unterirdischen Wasserzulauf in unmittelbarer Nähe des Dorfes handelt. Der stets reichlich Wasser führende logenannte Schützengraben, der dicht am Wetshauer Schützenhaufe vorüberführt, wird an keiner nicht sicher zu ermittelnden Ursprungsstelle zweifellos von einem unsichtbaren Quell gespeist, der bergaufwärts in der Richtung nach Lobendorf zu suchen sein dürfte. Es tritt noch der auffallende Umstand hinzu, daß der heilige Quell Loboschka keinen oberirdischen Abfluß aufweist, sein Wasser also jedenfalls in dem losen Geschieblande talwärts sickert. W. B.

## Wunderglaube.

**W**as noch so kühn die Menschheit aufwärts schreiten,  
Sie wird doch immer wieder niedergleiten  
Zu Wahn und Trug, und ewig bleibt sie blind,  
Es macht ihr Wunderglaube sie zum Kind.

Calderon.

## Alt-Spremberg.

Von Karl Tittel, Forst N.-L.

In der bisherigen Forschung über die Geschichte Sprembergs zeigt sich eine Lücke, die weder die alten Chronisten noch die neuzeitlichen Forscher in ihren Werken (Professoren Wiger und Dr. Wertsch) beachtet haben oder nicht für wert hielten, sie zu füllen. Das Bild von Alt-Spremberg würde sich, wenn eben die Lücke rechtzeitig ausgefüllt worden wäre, in den Augen der heutigen Generation wesentlich anders darstellen, als es die bisherige Annahme zuläßt.

Noch heute sind einige Reste von der früheren Befestigung der Stadt vorhanden. Weder Wetter noch Wind haben den starken Mauern, die einst die Altstadt einzwängten, etwas anhaben können, sie sind der Menschenhand, die sie errichtet hat, zum Opfer gefallen. Nicht etwa, weil der die Stadt umspannende Gürtel zu eng geworden wäre, sondern der Zug nach einer größeren Bewegungsfreiheit mag die Ursache zur Niederlegung gewesen sein, denn die Ausdehnung der Altstadt über die Befestigung hinaus ist zu gering, als daß der Grund hierin zu suchen wäre. Außerhalb der Stadtmauer liegt wohl nur der nördliche Teil der früheren Mauergasse, die Wfortenstraße und die nördlich des Burglehns befindliche Häusergruppe, sowie die Stadtmühlenterte. Eine darüber hinausgehende weitere Ausdehnung ließ schon die die Stadt in einem Halbkreise umgehende Kleine Spree nicht zu, mit der einzigen Ausnahme des Wfortenplatzes.

Die Frage, ob innerhalb der Befestigung noch eine andere (Burg) sich befunden hat, läßt Wiger in seiner Denkschrift über die Gründung der Stadt offen, sie ist auch vielfach verneint worden; und dennoch drängt sich die Annahme vor, daß eine solche be-

standen hat, schon das Ueberbleibsel, das „Burglehn“, weist darauf hin. Es darf als ausgeschlossen gelten, daß das Schloß hiermit in irgendeiner Verbindung steht. Die Burg gehörte eben in die Befestigung, da sie ja sonst unabhängig von einer Belagerung der Stadt den Angriffen eines Feindes ausgesetzt war. Auch die ganze Anlage der Stadt läßt den ziemlich sicheren Schluß zu, daß ihre Verteidigung mitsamt der der Burg nur von innen heraus möglich war. Nach den noch übrig gebliebenen Mauerresten, die sich sowohl westlich als östlich der Stadt befinden, zog sich die gegen sechs Meter hohe Mauer fast in Anlehnung an die zweite als Befestigung anzusehende Kleine Spree um die Stadt. Drei Tore, ein westliches und je ein nördliches und südliches, durchbrachen die Mauer. Ihnen war je ein größerer Platz vorgelagert, der wohl als Sammelstelle der Verteidiger gedacht werden kann. Diese drei Plätze sind noch heute vorhanden. Es sind der Marktplatz vor dem nördlichen Tore, der Schloßplatz vor dem südlichen und der Buttermarkt vor dem westlichen Tore. Daß die Anlage dieser Plätze an eben den bezeichneten Stellen nicht eine willkürliche war, sondern einer zwingenden Notwendigkeit folgte, ergibt sich auch aus der zum Vergleich dienenden Anlage anderer mittelalterlicher Städte, die dem damaligen Stadtbilde Sprembergs fast genau entsprechen.

Das heutige Schloß mit seinem Wallgraben, auch wenn hier sich früher etwas Burgähnliches befunden hätte, konnte der Stadt als Schutz in keiner Weise dienen, da es räumlich getrennt von der Stadt und zudem an der am leichtesten zugänglichen Stelle lag. Bei einem Angriff von dieser Seite aus stand es in der Macht des Feindes,

diese Befestigung völlig abzuschneiden und zur Uebergabe zu zwingen, was allerdings bei dem Vorhandensein einer Burg innerhalb der doppelten Wehr immerhin mit manchen Schwierigkeiten verknüpft war.

Es bleibt aber noch ein anderes Anzeichen für die Annahme einer Burg innerhalb der Befestigung zu erwähnen übrig. In unmittelbarer Nähe des Burglehns führt die Burgstraße nach dem Pfortenplatz. Sie ist die einzige neben den drei Torsträßen, die unmittelbar aus der Stadt hinausführt. Der Name dieses Platzes, der sich durch nichts anderes erklären läßt, als daß sich hier eine Pforte in der Mauerstraße befand, durch die die Burgbewohner wie auch die Stadteinwohner auf den außerhalb der Befestigung gelegenen Platz zu den Kampfspielen und sonstigen Vergnügungen zogen. Trifft diese Annahme zu, so darf mit einiger Bestimmtheit darauf geschlossen werden, daß sich die Burg auf der bis vor dem Neubau der Post in dem früher Schornsteinfegermeister Böhrnschen Garten belegenen Anhöhe befunden hat, und zwar

fast unmittelbar hinter der Stadtmauer, die hier eine beträchtliche Höhe hatte. Die Stadtmauer wurde nach dem Neubau der Post zum Teil abgetragen, zum weitaus größten Teil aber durch Aufschüttung des Geländes vor der Post den Blicken entzogen. Der Mauerteil, der sich heute unterhalb des Straßenpflasters befindet, hatte eine Höhe von etwa vier Metern und zog sich als Fortsetzung des noch in der Johannisgasse vorhandenen Restes von dem Meper'schen Hause in etwas nach auswärts gerichtetem Bogen nach dem Burglehn hin. Auch hier befand sich noch bis eingangs der siebziger Jahre ein Mauerteil von etwa zwei Metern Höhe, der aber auch im Laufe der Jahre abgetragen wurde, um andern Baulichkeiten Platz zu machen.

Da sich, wie schon oben gesagt, eine weitere Ausdehnung der Altstadt nicht annehmen läßt, so dürften die noch heute stehenden Teile der Stadtmauer auch der Zukunft erhalten bleiben als Erinnerung an längst vergangene Zeiten.

## Funde und Kunde aus der Vorzeit.

Die Geschichte unserer Heimat ist ungefähr bis zum Jahre 950 nach Christi Geburt in tiefes Dunkel gehüllt. Es gibt keine geschriebenen Urkunden, die uns darüber Zeugnisse genug vorhanden, die uns darüber aufklären, daß unsere Heimat schon vorher ihre lange Geschichte gehabt hat. Sie liegen aber in der Erde vergraben, diese Zeugnisse und Urkunden über die Zeit, die der eigentlichen Geschichte unserer Heimat, des Vaterlandes, unseres Volkes vorangeht, wie man kurz sagt, über dessen Vorgeschichte.

Zahlreich sind die Urnen, die man in unserer Gegend findet. Was hat man über die Töpschensammler gespottet! Die wenigsten wissen, welche Unsumme von Arbeit geleistet ist, um gerade aus den Urnenfunden Schlüsse über die Vorgeschichte der Heimat zu ziehen und diese in die Erde geschriebenen Urkunden zu entziffern. Man redet heute von einer Wissenschaft des Spalens, weil er uns zur Kenntnis dieser Urkunden verhilft. Wenn nun solch ein Urkundenbuch vorhanden und eine Anzahl Blätter daraus uns vorliegen und auch schon gedeutet sind, hat da wohl der einzelne ein Recht, wertvolle Blätter, die in seinem Besitz sind und die für das Verständnis des ganzen Buches bedeutungsvoll sind, zu behalten, zu verbergen, oder gar zu vernichten? Es soll nicht nur der Urväter Hausgerät gesammelt werden, sondern nochmals sei es gesagt, Urkunden aus frühesten Zeit, und es sollte ein jeder sich freuen, mitzuhelfen zu können, die letzten, oft recht traurigen Reste, noch zu sammeln, denn vieles ist unachtsam zerstört und zerstreut. Die Bitte:

helft alle mit! gilt besonders den Landbewohnern, ihr Grund und Boden enthält ja besonders diese Schätze.

Kurz sei auf Funde und Fundgegenstände hingewiesen, die bei uns von Zeit zu Zeit ans Tageslicht kommen. Unsere Gegend ist reich an Urnenfriedhöfen, Begräbnisstätten, die, wie man annimmt, in den Anfängen ihrer Anlegung bis in das 16. Jahrhundert vor Christo zurückreichen können. In größeren oder kleineren Gefäßen hat man die zerklüfteten Knochen des verbrannten Leichnams beigelegt. Vielfach hat man dem Toten seine Waffe, Lanzenspitze, seinen Schmuck, Nadeln, Ringe aus Bronze (einer Mischung von Kupfer und Zinn), auch wohl für den Gebrauch im Jenseits allerhand Hausgerät, Töpfe, Schüsseln, Trinkgefäße mit in das Grab gegeben, um die Aschenurne herumgestellt. Auch finden sich in den Aschenurnen oft Messer, meist zusammengebogen, aus Bronze, auch Schmuckgegenstände aus Stein oder Ton. Aus der Art und Form der Bronzegegenstände lassen sich Schlüsse ziehen über die Zeit, in der der Tote gelebt hat. Die Gräber sind oft mit großen Steinen umstellt oder mit Steinen bedeckt, wobei dann meist die darunter stehenden Gefäße zerdrückt sind. Auch diese zusammengebrückten, zerstörten Gefäße lassen sich wieder zusammensetzen. Die Schwerben sollten nicht achtlos weggerufen werden. Wir haben große Urnenfriedhöfe, die viele Jahrhunderte hindurch benutzt sein müssen, z. B. in Kleinganglow, Schorbus, Gollschow, Domsdorf, Tauer, Stradow, Kolkendorf, Laubitz. Die und da findet sich wohl auch ein sogenanntes Skelettgrab,

**AEG**  
COTTBUS

**Elektrische  
Beleuchtungskörper**

wie z. B. in Leuthen. Die Leiche ist unverbrannt beerdigt. Gleiche Sitten bei der Beerdigung, gleichartige und gleich verzierte Gefäße in den Gräbern lassen doch sicher auf ein und dasselbe Volk oder denselben Volksstamm schließen. Der Jahrhunderte lang dieselbe Gegend bewohnte. Die geschlossene Anlage der Urnenfriedhöfe läßt den Schluß zu, daß die Lebenden in geschlossenen Ortschaften wohnten und geordnete Gemeinwesen hatten.

In der Nähe der Urnenfriedhöfe befinden sich sehr oft die Wohnplätze, kenntlich durch die Herdstellen, Aschengruben mit Gefäßresten, auch Werkzeuge aus Stein, Knochen oder Horn. In der Nähe einer Herdstelle bei Leuthen fanden sich eine Anzahl Kügelchen, die bei näherer Untersuchung sich als verkokte Bohnen herausstellten. Die Herdstellen haben zu sorgfältig angelegten Häulern gehört. Im geeigneten Boden lassen sich die Pfostenlöcher der Häuler noch leicht feststellen, wie z. B. auch in Leuthen auf dem Kirchberge. Aus den Scherben erhebt der Rundige die Zeit, in welcher diese Herdstellen und Wohnhäuser angelegt und benutzt wurden. Die Häuser, aus Balken zusammengesetzt, oder aus Balken und Stakenwert, wurden innenwendig oder auswendig mit Lehm beworfen. Verbrannte das Haus, so wurde dieser Lehmbewurf ziegelartig verhärtet und weist nun durch Abdrücke von Balken und Stangen nach, welcher Art das Haus war.

Wird eine Urne in der Erde gefunden, so wolle man das Gefäß erst sorgfältig von aller Erde frei machen (vielleicht mit dem Taschenmesser), dann lasse man es an Ort und Stelle stehen und vielleicht eine Viertelstunde an der Luft trocknen, alsdann erst hebe man es aus der Erde heraus. Der Ton ist nämlich in der feuchten Erde sehr weich geworden, verhärtet aber an der Luft sehr schnell wieder. Das Beste ist ja schließlich, wenn es möglich ist, den Fund durch einen Sachverständigen heben zu lassen. Oft sind die Umstände, wie ein Fund gelagert ist, bedeutungsvoller als ein einzelner Topf, der Nichtsachkundige übersieht vieles. Der Inhalt der Töpfe ist sorgfältig zu untersuchen, Gold

ist nicht darin, auch nicht Geld, wenn man aber solches darin vermutet, zerklage man wenigstens die Urne nicht. Vielleicht findet man auch einmal bei uns Gefäße, in denen Bronzewaffen und Schmuckgegenstände der Erde anvertraut sind, vielleicht von einem Händler oder zu Kriegszwecken. Gelegenheitsfunde sind in der Nähe der Wohnplätze große Vorratsgefäße, oft größer als ein Viertelkorb, Gelegenheitsfunde sind auch einzelne Waffen, Spinnwirtel, Webgewichte. (Durchbohrte, abgestumpfte Regel aus Ton.)

Eine besondere Stelle nehmen in unserer Gegend die Funde aus den Rundwällen (Schanzen) ein, sie gehören meist der Zeit an, da die Slaven (Wenden) unsere Gegend besetzten, also etwa 500 bis 1000 nach Christo. Wunderbarerweise sind geschlossene Begräbnisplätze aus dieser wendischen Zeit bei uns noch nicht gefunden worden; wohlbehaltene Gefäße aus dieser Zeit sind sehr selten; die Scherben zeigen ganz eigentümliche Verzierungen, grunderchieden von denen aus der Zeit vorher.

Gelegentlich werden auch Steinbeile und Hämmer, Steinhaken gefunden, ihre Form, die Art ihrer Durchbohrung können auch Kunde über die Zeit ihrer Herstellung geben. Sie sind in unserer Gegend nicht immer Zeugen der sogenannten Steinzeit, wie man die Zeit von 2000—4000 vor Christo zu nennen pflegt. Vielleicht reichen einige Funde bei Laubitz, gegenüber von Golschwo annähernd bis zu der Zeit um 2000 vor Christo zurück, als einzige bis jetzt bekannte Zeugen. Gegenstände von Horn und Knochen, Hirschstangen oder Enden von Hirschgeweihen, entweder selbst zu Waffen gearbeitet oder um Werkzeugen, z. B. Aexten als Stiel zu dienen oder Meißel, auch aus Stein, sind ebenfalls Gelegenheitsfunde.

Nochmals sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Fundumstände, Lagerung des Fundes, Angabe über den Ort eines anscheinend auch nur geringen Fundes diesen zu einem wichtigen machen können. Wer aber findet, soll seinen Fund der Allgemeinheit zugute kommen lassen.

## Die Hergentiefer bei Kadrow.

Wie seltsam und wie traurig ist der Baum,  
Der hier am sand'gen Waldeswege steht,  
So hoffnungslos bedeckt den breiten Raum,  
Ein Bild des Elends, das zu Herzen geht.

Gebrochen und gerentt ist jedes Glied,  
Doch lebt der Baum und atmet starr und schwer;

Aus seinen Zweigen tönt kein frohes Lied,  
Im Sturm nur heulen Geister um ihn her.

Still, still, mein Herz! Schon zuck't's um  
meinen Mund,

Das Weh in meiner Brust, es ruft mir zu,  
Und all mein Elend wird mir wieder kund;  
Gebrochen und verflucht! Das bist wohl Du?

H. E.

Ein kurzes Stück hinter Kollwitz führt die Chaussee zwischen den Glinziger Teichen

hindurch. Schon diese Strecke allein ist eines Besuches wert und der Radler, dem es nicht auf die Kilometer, sondern um die Erholung ankommt, führt hier sein Köhlein am Zügel.

Wer aber gut zu Fuße ist, der biege mit Weib und Kind auch einmal links ab und gehe von Glinzig nach Kadrow hinüber, das auf guten Wegen schon in einer halben Stunde zu erreichen ist. Dort zeigt ein Wegweiser nach Wiesendorf und an dem Wege, der sich nochmals links wendet, erblicken wir — wenige Schritte nach rechts im Walde — hinter einer umfangreichen Drahtumzäunung ein seltsames Gewirr von Ästen, die verkrüppelte Riefer.

Die Äste kriechen niedergedrückt am Boden hin. Eine eigentümliche Beklemmung befällt uns bei der Umwanderung, bei welcher mir vergebens nach dem ursprünglichen Stamme spähen. Wir wissen weder

das Alter noch sonst etwas von dem Baum, aber die rastlose Einbildungskraft ist desto geschäftiger und webt allerlei Spult und Sagen um ihn, daß es einem grüelt.

Zur Rückkehr von Koltwiz und Eichow aus kann man die Bahn benutzen oder durch die Puttgolla heimkehren.

Diese in der Krieschow-Wiesendorfer Gutsforst stehende Kiefer ist schätzungsweise 80 Jahre alt und bedeckt, kriechend über den Boden sich ausbreitend, einen Flächenraum von mindestens 60—70 qm. Die Äste wänden sich nach allen Seiten über die Erdoberfläche hin, erheben sich nirgends mehr als etwa 1½ m darüber und liegen hier und dort auf dem Boden auf, so daß man den eigentlichen Stamm nicht finden kann. Da Besucher in dem Baum herumklettern, um nach dem Wurzelstock zu suchen und dabei diese Naturmerkwürdigkeit beschädigten, hat der Besitzer einen Stachelbrantsaun darum ziehen lassen, der aber von rücksichtslosen Besuchern längst niedergetreten ist. Leider hat der Baum schon gelitten und grünt nach der einen Seite

hin nicht mehr ganz frisch. Aus seinem ausgefallenen Samen haben sich normale Kiefern entwickelt.

Der Baum wird allgemein „Herentiefer“ genannt und ist verrufen; abends geht niemand gern in der Nähe vorbei; es soll dort spuken — „scheuchen“, wie der Wende sagt.

Ein Grund für das seltsame Wachstum der Kiefer ist nicht zu ermitteln. Es handelt sich wohl um ein Naturspiel. Sie stand ursprünglich auf einer Waldblöße, die aber später zugepflanzt wurde, so daß jetzt ein etwa 40jähriger Bestand sie umgibt.

Ein Forstmann äußerte über diese Kiefer: Der Baum, von Koltwiz in etwa einer Stunde zu erreichen, ist wirklich des Aufsuchens wert. Er ist vermutlich in früher Jugend vom Blitz getroffen, vom Weidvieh zerbitzen worden, teils früher verlandet, dann wieder nach allen Seiten ausgeschlagen. Ein stärkerer Ast hat sich vergeblich bemüht, aufrecht zu wachsen. Von Forstbeamten wird der Baum gern aufgesucht und mit größtem Interesse betrachtet.

## Die Riesensteine bei Remmen.

Die Zeugen der Eiszeit, die Feldsteine oder Findlinge sind im Kreise Calau wohl am zahlreichsten in der Umgebung von Remmen, das kaum eine Stunde von hier an der Straße nach Sonnenwalde liegt. Der Ort macht insofern einen eigenartigen Eindruck, als die Wohnstätten der Bauern auf der einen, sämtliche Scheunen dagegen auf der anderen Seite der Dorfstraße liegen. Vor den Scheunen sind fast immer große Mengen Steine aufgestapelt, fast ausnahmslos Granit, der ein vorzügliches Material für Haus- und Straßenbau abgibt. Remmen, das wendischen Ursprungs ist und „Steinort“ heißt, verdankt also seinen Namen dem unerlöschlichen Reichtum von Steinen, hauptsächlich wohl der vielen großen Steine, die in der Nähe gefunden wurden. Ein gewaltiger Findling liegt an der alten Calauer Poststraße nach Finsterwalde. Er ragt fast 2 Meter aus der Erde, steht aber fast doppelt so tief noch im Boden. Der Stein weist viele Sprenglöcher auf, hat aber jedem Sprengversuch bisher widerstanden. Einen riesigen Granitblock von ebenmäßiger Säulen-

gestalt und 3 Metern Länge bei etwa 1½ Meter Breite und Tiefe fand man vor fünf Jahren in der Gutsheide. Der schöne Stein ist leider gesprengt worden. Noch vor 40 Jahren lag an der Alexina nahe bei Remmen der „Teufelsstein“, ein riesiger Block von dunkelblauer Gesteinsart. Der Besitzer hat ihn gesprengt und ein Stallgebäude daraus erbaut. Ein solcher Steinloch befindet sich ferner noch am Wege von Schadewitz nach Mellenchen. Etwas kleinere erratische Blöcke sind in dieser Gegend noch sehr zahlreich anzutreffen. Steinmaterial zu Bauzwecken wird alljährlich in großen Mengen neu aus dem Boden gefördert. Vom Schadewitzer Teufelsstein geht die Sage, daß mit ihm der Teufel die Calauer Kirche zu vernichten gesucht habe. Die Gegend von Remmen war schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt. Darauf weisen mehrere Urnenfriedhöfe hin. Früher sind Tongefäße in großer Zahl ausgegraben worden. In jüngster Zeit fand man neben anderen gut erhaltenen Gefäßen auch mehrere der seltenen Budelurnen. W. B.

## Rittergutsbesitzern und Landwirten

empfehle ich, ihre

## Schmuckwolle



in kleinen und großen Posten bei mir anzubieten. Zweck genauester Preisfestsetzung wird um Zusendung kleiner Ausfallmuster gebeten. Ratschläge über Auswahl von Schafen zwecks nutzbringender Woll-Verwertung werden kostenlos erteilt.

**Hans Medla, Woll-Großhandlung, Schützenplatz Nr. 6, Fernsprecher 273 u. 418.**

# Die Kirche zu Leuthen

Zu den ältesten und ansehnlichsten Kirchengebäuden im Kreise Cottbus gehört die Kirche in Leuthen, von der wir nebenstehend eine Abbildung, von Norden gesehen, geben können. Die Kirche, ein gotischer Backsteinbau, ist in drei Abschnitten erbaut. Schon aus dem 13. Jahrhundert stammt die Kapelle auf der Nordseite, deren Giebel das Bild zeigt. Um 1400 ist die Kirche erweitert worden, indem auf der Südseite an diese Kapelle der jetzige Altarraum und ein Teil des Kirchenschiffes angebaut wurde. Diesen Teil ziert der hohe Blendgiebel im Osten, der älteren Leuten noch in seiner ursprünglichen Schönheit mit den tierlichen Kunststeinen bekannt war. Leider wurde er aber bei einer notwendigen Ausbesserung, bei der man Zement verwendete, völlig entstellt.

Der Haupteingang zur Kirche im Süden wurde 1450 mit einer Vorhalle versehen, die im Verein mit der Kapelle im Norden dem Bau die Gestalt einer Kreuzkirche gibt. Diese Vorhalle zeigt an ihrem Giebel noch heute die Reste von Malereien und Bildern von Heiligen, darunter St. Georg und St. Christoph. Im Jahre 1733 wurde das Kirchenschiff nach Westen zu verlängert und anscheinend dabei die Mauer eines Turmes, der frei neben der Kirche gestanden hatte, als Schlußwand des Kircheninnern benutzte. Der

jetzige Turm, der so gar nicht zur Kirche passen will, stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Vorher gehörte zur Kirche ein schöner schlanker Holzturm aus dem Jahre 1691. Ein frühgotisches Rauchergeläut aus Bronze aus dem 13. Jahrhundert ist das einzige Inventarstück der Kirche aus ihrer ersten Zeit. Für den Altar, im Stil der Renaissance, sind einige Schnitzereien von einem alten gotischen Flügelaltar verwendet. Durch den Einbau der Altar leider verloren. Er weist die Wappen von Kaspar Sigismund v. Mutschwitz und seiner Gemahlin Margarete von Rynast auf, die damals auf Wintdorf saßen. Sie haben anscheinend die Kirche renovieren lassen. Die Buchstaben C. C. W. und die Jahreszahl 1567 deuten an, daß die Kanzel zur Zeit des Pastors Clementis



Nordansicht der Leuthener Kirche.

(Clemens, der Sohn des Clemens) gebaut wurde. Clemens stammte aus Brunschwig (jetzt in die Stadt Cottbus eingemeindet) und war der zweite evangelische Geistliche der Leuthener Kirche. Der erste war Burchardus Lehmann aus Dürrenwalde, der 1541 in Wittenberg für Leuthen ordiniert wurde, nachdem er zuvor Schreiber (Verwalter) bei dem Freibauern und Erbschenken Wilhelm in Leuthen gewesen war.

## Vergrabene Schätze.

Von Karl Tittel, Forst N.-L.

Das steinerne Kreuz bei Kochsdorf, das aus dem 7jährigen Kriege stammen und zu Ehren eines an dieser Stelle gefallenen Offiziers errichtet sein soll, wurde an einem Morgen im Herbst des Jahres 1874 ausgehoben und am Wege liegend vorgefunden. Von seinem Standorte aus führte eine tiefe Wagenspur nach der Teschnisheide, während die Anfuhr des Wagens, die vom Heinrichsfelder Wege her erfolgt war, nur leichte Eindrücke im Boden hinterlassen hatte. Bei näherer Untersuchung konnte festgestellt werden, daß unmittelbar unter dem Kreuz ein viereckiges Behältnis gestanden haben mußte, das herausgehoben und weggeschafft worden war. Trotz aller Nachforschungen gelang es nicht, irgendwelchen Anhalt darüber zu erlangen, was unter dem Kreuz verborgen ge-

wesen war und wer dort nachgegraben hatte. Späteren Erzählungen nach soll man in Oesterreich in hinterlassenen Papieren eines Armeeführers Aufzeichnungen gefunden haben, in denen besondere Stellen, an denen Kriegsbeute vergraben war, gekennzeichnet waren. Innerhalb weniger Wochen nachher haben sich ähnliche Vorgänge an anderen Stellen wiederholt, und zwar fand man, daß neben der starken Pappel am Eingange des Georgenbergfriedhofes ein tonnenähnliches Gefäß ausgehoben und eine oberhalb Kubles Berg liegende ziemlich große Steinplatte (man hatte ihr damals die Bezeichnung „Frischens Rub“ gegeben) aus ihrer Lage verschoben war; unter ihr hatte ein Kasten gestanden, der eine beträchtliche Größe gehabt haben muß, worauf aus dem um den Kasten

gewachsenen Wurzelwerk des nahen Ge-  
sträuchs geschlossen werden konnte. Wie in  
dem ersten Falle, so blieben auch hierbei  
die angefertigten Ermittlungen ohne Erfolg.  
Genaue Aufklärung dürfte wohl kaum jemals  
zu erhalten sein.

Einen klingenden Fund machten spie-  
lende Kinder an einem Augusttage des Jah-  
res 1878 auf dem Haagfriedhof am Wil-  
helmshof. Ein großer Teil der damals  
noch vorhandenen Gräber und namentlich die  
an der Südseite angelegten sogenannten Erb-  
begräbnisse waren durch Abfahren von Sand  
freigelegt, und eine kaum verständliche Ver-  
säuflichkeit ließ die Ueberreste der dort zur  
Ruhe Bestatteten unbeachtet. Ueberall lagen  
Knochenreste umher, ja manche wanderten  
sogar in den — Lumpensack, um an den  
Lumpenhändler verkauft zu werden. Das  
einzige übriggebliebene Denkmal ist mitsamt  
den Leichenresten nach dem Georgenberge ge-  
bracht, und in der Nähe des Pulverhaujes

(auf dem Platze ist heute ein Pavillon er-  
richtet) wiederaufgestellt worden. Kinder  
buddelten in dem Sande und legten einen  
etwa fußhohen und ziemlich breiten Topf frei,  
der bis zum Rande mit Talerstücken gefüllt  
war. Die Münzen, von denen einige Stücke  
aus dem Ende des 18. und dem Anfang des  
19. Jahrhunderts stammten, wurden von den  
Kindern achtlos umgeworfen, weil man  
ihren Wert nicht erkannte. Vorübergehende  
Arbeiter wurden auf das Spielzeug aufmerk-  
sam, und nun begann ein eifriges Sammeln.  
Als aber die Behörde von dem Funde Kennt-  
nis erhielt und nun ihrerseits sich an dem  
Sammeln von Rechts wegen beteiligen wollte,  
mußte sie sich mit wenigen Stücken begnügen,  
denn die „ehrlichen Kinder“ behielten das  
herrenlose Gut für sich. Ob aber auch diese  
Stücke noch in städtischem Besitze sind, ist wohl  
kaum anzunehmen, wenigstens konnte auf  
eine spätere Anfrage keine dahingehende Aus-  
kunft erteilt werden.

## Lausitzer Hochzeit in früherer Zeit.

Es war Frühling geworden in der Lau-  
sit. Durch die weiten Wiesen, deren Grau  
sich langsam in junges Grün verwandelt,  
rinnen überall die Wässer der Schneeschmelze  
und sammeln sich an tiefergelegenen Stellen  
und in den schmalen Flüssen, die wie silberne  
Bänder die grünenden Flächen durchziehen.  
Die ersten Butterblumen öffnen ihre Knospen,  
üppig erblühen die Sumpfdotterblumen zu  
leuchtenden Strahlen und im zarten Rosa  
schmücken die zahllosen Wiesen Schaumkräuter  
den grünen Plan. In die weiten Flächen  
der moorigen Wiesen sind die Kiebitze wieder  
eingeführt und bringen Leben in das sonst so  
ruhige Bild. Die Menschen aber schaffen  
auf dem sandigen Acker und pflügen, säen und  
eggen, und bald sind die letzten Saaten im  
Schuß der Mutter Erde geborgen. Stille  
Hoffnung liegt auf dem Gesicht der Fleißigen.  
Dann geht wieder heim zum nahen Dorfe,  
dessen schlachter Kirchturm aus dem frischen,  
vragenden Grün herauschaut.

Frühling in der Lausitz! Sonst wie auch  
anderswo und doch von einer eigenen Art.  
Vielleicht ist es die dunkle Erde, die licht-  
grüne Birke, die tiefdunkle Kiefer, die ihm  
ein eigenartiges Gebräuge gibt. Eine in  
stiller Hoffnung träumende Landschaft.

Heute macht das Dorf, das da an  
der Straße liegt, einen gar feier-  
lichen Eindruck. Der Gartensaun trägt ein  
neues Kleid, und aus den Gärten heraus  
duftet der Flieder, der eben erblüht ist. Es  
blinken durch die grünen Zaunlatten die  
gelben Ringelblumen, die zierlichen Primeln  
und zarten Murikeln. Eine bunte Welt lagert  
inmitten der einfachen, aber sauberen  
Stätten, da die Menschen hausen. Die Wege  
schauen aus eigenen Augen. Alles Holbrige

ist fort, und wo ein Stein sich gelockert, da  
hat eine bessernde Hand nachgeholfen. Es  
mußte jeder helfen, denn morgen ist hier eine  
Hochzeit: des größten Bauern Erbe freit die  
Tochter des wohlbegüterten Nachbarn.

Ja, Hochzeit im Lausitzer Dorfe, das ist  
etwas Grobes. Freilich sind die alten Sitten  
fast verschwunden. Nur hier und da, wo das  
wendische Volkstum im engeren Zusammen-  
halt an alten Bräuchen säher festhält, so auf  
den Spreewaldfluren, da hat sich bis in die  
Jekzeit manches erhalten. In den andern  
Teilen der Lausitz ist der Draufschemann ver-  
schwunden, der zum Hochzeitsfeste lud, sich  
dahin die Draufschin, die der jungen befreun-  
deten Braut die letzte Ehre als Jungfrau  
gaben. Dann aber nahmen die Väter die  
Braut in die Mitte, den Bräutigam umgaben  
die festgeschmückten Brautjungfern, und so  
ordnete sich der Zug zum Kirchgange. Zum  
letzten Male reichten die Mütter des Dorfes  
der Braut die Hand, steckten ihr allerlei Ge-  
schenke zu, hier Flachsnoten, da Leinsamen,  
und der Bräutigam erhielt verschiedenen Sa-  
men. So wird der Flachs im jungen Haus-  
halt nie fehlen und die Felder werden reiche  
Früchte tragen. Und nun gings hinein ins  
Gotteshaus und alle, die laufen konnten im  
Dorfe, sie folgten nach.

Die feierliche Handlung begann mit Ges-  
sang, dann traten die Brautleute eng anein-  
andergeschmiegt vor den Altar. Der Predi-  
ger spricht kurz, aber eindrucksvoll, überall  
fließen Tränen und stilles Schluchzen erfüllt  
den dämmrigen Raum der Kirche. Dann wer-  
den die Ringe gewechselt, und der Segen  
schließt die Feier.

Draußen vor dem Gotteshause hält der  
Zug. Jeder Teilnehmer möchte dem jungen  
Paare einige liebe Worte sagen. Aus dem

**A E G**  
COTTBUS

**Elektromotoren**  
**Dynamos**

Dorfe heraus erschallen Freudenschüsse, und alle bösen Geister werden gebannt. Nie darf sich die Braut umsehen, das würde einen frühen Witwenstand bedeuten. Der Zug bewegt sich vorwärts. Blöcklich stößt er, eine Leine ist über den Weg gespannt: ein Geldgeschenk ist nötig. Dann geht es wieder weiter. Schon wieder eine Leine, und wieder bleibt dem jungen Manne nichts anderes übrig, als den Beutel zu ziehen. Und so gehts noch mehrmals.

Im Hochzeitshause mußten die Jungvermählten zunächst die vorgeschriebenen Pflichten gegen die ersten Familien des Dorfes erfüllen, und dann beginnt das Hochzeitsmahl, das mit der bekannten gelben Suppe begann, die eben nur ein Lausitzer Magen gut vertragen konnte. Genau weiß ich nicht, woraus sie bestand, aber Milch und Brauntig, Safran und Rosinen gehörten dazu. Als Vorgericht wurde stets Milchreis mit Rosinen gereicht, ein besizfisch Lausitzer Gericht, wie auch der gebakene Quark. Dann gabs aber Fleischgerichte vom Schwein, Rind, von Geflügel, alles mit recht dünner Brühe. Aber tapfer und unermüdet mußte eingehauen werden, das war Ehrensache! Was aber doch nicht vertilgt werden konnte, das wurde in die mitgebrachten Töpfe getan, in denen auch die unter den Gästen verteilten Reste der Mahlzeit einen Platz fanden. Die Kinder erhielten Rosinenreis oder Kuchen. Die

Armen des Dorfes wurden nie vergessen. Zum Essen trank man Bier, für das die Gäste zu sorgen hatten. Dann ging's an die Wirtsvorräte, und endlich verlagte bei diesem und jenem der Magen den Dienst. Ein Tanz in der Dorfschenke beschloß die Hochzeit; er dauerte bis in den Morgen hinein. Raun waren einige Stunden der Ruhe verfloßen, dann füllte sich aufs neue das Hochzeitshaus zu erneuter Arbeit im Vertilgen neuer Seelen. Wieder wurde getanzt bis zum Morgen. Der dritte Tag war dem Ernst geweiht. Das junge Paar machte seinen ersten Kirchgang, und alle nahmen daran teil. Da es auch diesmal Hunger gab, wurden nun die letzten Reste der Hochzeitsstafel verdrückt, und dann war eine echte und richtige Lausitzer Hochzeit endlich aus. Wochenlang verlagte manchem der gute Magen den Dienst, bis endlich Mäßigkeit und Arbeit die fragliche Sache wieder einrenten.

So war früher die Hochzeit in unserer Lausiz. Die Zeit hat wohl viel daran geändert. Man hört aber noch manchmal von Hochzeitsfeiern, die im Ausmaß der Versorgung der Gäste und in der Dauer der Festlichkeiten für die jetzigen trüben Zeiten nicht mehr passen wollen. Die alte Art hatte eine besonders erquickliche Seite: das war die Teilnahme des ganzen Dorfes an der schönen Feier, die ein junges Paar zu gemeinsamem Lebensweg verband. D. Thierack.

## Ein ungedrucktes Adreßbuch.

Von Karl Tittel, Forst N.-L.

Wenn der Chronist besondere Merkwürdigkeiten und Vorkommnisse der Nachwelt überliefern und der Vergessenheit entreißen will, so muß ihm gestattet sein, auch hin und wieder in das Leben einiger Familien einzugreifen, die in gewisser Beziehung mit dem öffentlichen Leben in enger Verbindung gestanden oder sonstwie eine Stellung eingenommen haben, die ihnen ein besonderes Anrecht auf eine Hervorhebung ihrer Namen gab. Der Volksmund hatte für diesen Zweck gewissermaßen ein ungedrucktes Adreßbuch zusammengestellt, das so treffend und hinweisend war, wie kaum je eines der später im Druck erschienenen. Die häufigsten Familiennamen, wie Schulze, Müller, Lehmann, Richter, Kossack, Krüger und einige andere wurden durch Zusätze unterschiedlich gemacht, um Verwechslungen dieser Personen vorzubeugen und sie deutlicher zu machen. Manche dieser Namen sind lange vergessen, die Besitzer ausgestorben oder haben Spremberg verlassen, andere sind wohl noch im Gedächtnis der älteren Einwohner haften geblieben.

Wenn nun einige der genannten Bezeichnungen hier festgehalten werden, so geschieht dies nur deshalb, um sie der Nachwelt zu überliefern und um erkennen zu lassen, wie man sich zu helfen wußte.

Recht zahlreich vertreten war wie überall der Familienname „Müller“. Da gab es einen Kossack-Müller, einen Huste-Müller und eine Huste-Müllern, einen Schmiede- und einen Kob-Müller sowie einen Wieland-Müller und einen Schweine-Müller. Neben den Namen Müller stellt sich unvermeidlich der Name Schulze. Dieser war durch je einen Galgen-Schulze, Nasen-Schulze, Gingham-Schulze und einen heiligen Schulze vertreten. Ferner gab es einen Wisemeier, Lauben-Meier (vor dessen Hause an der Dresdener Straße noch in späteren Jahren eine schön grün gestrichene Laube stand), Schieckhaus-Meier; dann einen Frankfurter Kossack und einen Birnbaum-Kossack (der an der Forster Straße eine Schankwirtschaft betrieb und an dessen Hause sich ein Birnbaum ausbreitete. Als dieser später abgehakt wurde, gab der Volksmund dem Besitzer des Grundstücks den Namen „abgehakter Birnbaum-Kossack“; einen Fürstenwalder Krüger, Westen-Krüger, Bod- und Mühlen-Krüger; einen Schwetfak am Berge (dem Georgenberg), Post- und Sonnen-Schwetfak zum Unterschied von der „Kleinen Sonne“ (an der Ecke der Garten- und Leipziger Straße). Mit der Nennung des „Terpe'schen Schmidt“ (des ehemaligen Besitzers von „Wilhelminenau“), des Läu-

**AEG**  
COTTBUS

**Dresdner Motoren**  
**Hauswasserpumpen**

Gustel“, des „Klugen“ und des „Wilden“ sei die Reihe der marantesten und meistgebrauchten Namen geschlossen.

In welcher Beziehung das Begleitwort zu dem Namen stand, wird sich in vielen Fällen wohl kaum noch nachweisen lassen, in manchen anderen aber ergibt sie sich von selbst, wie teilweise in Klammern beigefügt: Beschäftigung (Schmiede-Müller), Wohnung

(Müller am Kohplatz), Herkunft (Finsterwalder, Frankfurt), Besitztum (Sonnen-Schwetach) gaben in der Hauptsache Anlaß zur Unterscheidung der Namen, während wieder andere Unterschiede in Familienverbindungen (Wieland-Müller) zu suchen sind und noch andere in unmittelbarer Verbindung mit der Person standen.

## Der Landmann im Winter.

Wenn rings der Winter lauft und schneit,  
Der Städter sich der Opfern freut,  
Sich nähr'ich verummmt, auf Bällen springt,  
Und Wunsch bis an den Morgen trinkt:  
Dann fehlt es bei uns Bauersleuten  
Auch nicht an Freud und Lustbarkeiten.  
Wie lustig! wenn durch Schneegewölk  
Die Morgensonn' am Dachgebälk  
Die Zapfen von Krystall durchschimmert,  
Und Raubreif an den Bäumen flimmert!  
Wenn vor dem Hüttchen, sonder Scheu,  
Die Meise haßt in's Fensterblei!  
Und sich am Born, mit Stroh umwunden,  
Die Kräb' entzweit mit Hahn und Hunden!  
Dann gib't's hier Zeitvertreib genug:  
Wir flüden Wagenrad und Pflug,  
Und bessern Garten, Scheun' und Haus  
Und Flegel, Sen' und Harten aus.  
Wenn's im Dezember friert, so laufen  
Wir nach der Stadt, um einzukaufen  
Für's kleine Volk, zum heil'gen Christ,  
Was schmedt, und nicht so teuer ist.  
Und eilt aus all' dem städt'ichen Saus  
Vergnügt zurück zum kleinen Haus. —

Schlägt unsre Uhr nachmittags Vier,  
So wird's erst recht lebendig hier:  
Dann schließt der Lehrer seine Schule,  
Und auf des Dorfes Entenpfeble  
Brüft, mit dem Schreibzeug unter'm Arm,  
Das Eis ein frober Buben Schwarm.  
Dier, unter Lärm und lautem Witz,

fliegt mancher Schneeball an die Mücke,  
Bis rings der Riehn der Hütten lodert,  
Und Besperbrat der Magen fordert.  
Am Weihnacht singen abends gerne  
In weißen Semden, mit dem Sterne,  
Die Weissen aus dem Mohnland:  
„Die Sonn' hat uns so schwarz gebrannt.“

Oft lauern wir im warmen Kittel  
Den Füchlen auf mit derbem Knittel,  
Die unsre Hühnerställe wittern,  
Wenn hell von Frost die Sterne zittern,  
Ertappen auch den Hasen wohl,  
Der sorglos nachts vom grünen Kobl,  
Geht's mal im Schlitten nach dem Wald,  
Wo keines Jägers Hifthorn schallt,  
Wie lächelt dann im Schnee und Sturm  
Entgegen uns des Dörfchens Turm,  
Sobald wir wieder heimwärts lenken,  
Zu ruh'n auf unsern Dienbänken!

Dann reißt die Mutter Gänsefedern,  
Und zum Geschnurr von Spinnerrädern  
Erzählt man viel von grausen Sachen:  
Dreißfüß'gen Hasen oder Drachen,  
Der feurig in den Schornstein springt,  
Und mandem Sped und Eier bringt;  
Schlüpft dann in's Bettchen, hochgetürmt,  
Schläft fester nur, je mehr es stürmt,  
Und will um aller Fürsten Bracht  
Nicht Wächter sein in solcher Nacht.

(Almanach romantisch-ländlicher Gemäde für 1798.)

## Die Anlage von Vorgärten.

Von Regierungs- und Baurat Engelbrecht.

Ueber die Anlage von Vorgärten vor Siedlungsbäuern herrschen häufig noch sehr unklare, meist irrige Ansichten. Der schöne alte Bauerngarten, wie er sich noch in unberührten alten Dorflagen befindet, zeigt in frischer Natürlichkeit ein glückliches Nebeneinander von Blumen und Kuzpflanzen. Der ihn durchziehende Hauch nicht angeränkelter Ländlichkeit hatte es dem Städter angetan und er holte ihn sich in die Stadt. Aber der städtische Grund und Boden ist teuer, der Vorgarten mußte sich Einschränkungen gefallen lassen und es entstanden die kümmerlichen Gebilde von 5 und 3 Meter tiefen Vorgärten.

Was aber der Städter besitzt, das will der Dörfler auch haben und wie der reiche Bauer oft sein neugebautes Wohnhaus mit allem hohlen Prunt einer Scheinarchitektur aus Gips bekleiden mußte, so bezog er natürlich auch den viel „vornehmer“ scheinenden Vorgarten aus der Stadt. Das Erbe der Väter verachtend, brachte er das Stadtkind auf das Dorf, nicht erkennend, daß es in Wirklichkeit nur das entartete Dorfkind war. Und diesen Kümmerling sieht man in unseren neuen Siedlungen in einer begünstigenden Massenhaftigkeit wieder neu erstehen, teils von den Siedlern

**A E G**  
COTTBUS

**Kleinmotoren**  
**Kaushaltungsmotoren**

verlangt, teils von Architekten geplant, denen ein besseres Verständnis in dieser Frage wohl zugetraut werden könnte.

Wirtschaftlichkeit muß der Grundsatz jeder Kleinsiedlungsanlage sein. Ein schmaler Vorgarten entzieht aber dem Einzelgrundstück 10 bis 15 v. H. nutzbaren Bodens und verpflichtet den Siedler zu einer von Jahr zu Jahr mehr als lästig empfundenen und nichts einbringenden Gartenpflege. Das vernachlässigte Aussehen solcher Vorgärten, die nicht die Einfriedigung wert sind, beweist zur Genüge die Richtigkeit dieser Behauptung. Ganz anders aber gestaltet sich das Bild, wenn man von dem schmalen Vorgarten absteht und ein Vorland von wenigstens 10 Meter Tiefe schafft. Da ist Fläche vorhanden für einige gute Zwergobstbäume, für Tomaten, die ebenso das Auge erfreuen wie der Gesundheit dienlich sind, auch für einige Rosenstöcke und Dahlien und eine den Zugangsweg säumende Fliederhecke. Licht, Luft und Sonne können hinein, alles gedeiht, und der alte alte Bauerngarten ist wieder zu Ehren gekommen, das Dornröschen ist aus dem Schlafe erwacht.

Aber nicht nur der Garten kommt wieder zu guter wirtschaftlicher Anlage. Auch Haus und Bewohner haben den Vorteil. Der schmale Vorgarten bringt die Häuser in zu große Nähe der Straßenbäume und da diese wachsen, die Häuser aber nicht, so gewinnen die Bäume bald das Uebergewicht und machen die Räume dunkel, kalt, feucht und sonnenlos; an zahllosen Beispielen kann der aufmerksame Beobachter derartig falsche Anlagen feststellen, nicht selten auch an alten Landstraßen, deren schon vorhandene große Räume es eigentlich leichter machen sollten, drohende Fehler zu vermeiden, da der zu erwartende nachteilige Einfluß hier sinnfälliger wird. An den Verkehrsstraßen tritt bei zu naher Lage der Häuser an der Straße noch die Staub-

plage hinzu. Müßig und oberflächlich ist der Einwurf, daß es dagegen keinen Schutz gäbe, da der Wind den Staub auch über größere Strecken jagt. Die daraus erwachsende Belästigung ist die geringere, weil selbener. Die bei weitem größere entsteht auch bei stillem Wetter durch den Wagenverkehr, namentlich den der Kraftwagen, die bei ihrer schnellen Durchscheidung der Luft eine Saugwirkung ausüben und den aufgewirbelten Staub in Richtung der Fahrt hinter sich herziehen. Langsam senkt sich eine solche Staubwolke rechts und links nieder, und es ist ohne weiteres auch für den Laien klar, daß das weiter zurückliegende Haus gegen diese Belästigung besser geschützt ist als ein Haus, das gewissermaßen die Nase in den Staub steckt. Wo an älteren Gebäuden Seden als lebende Zäune sich finden (die man übrigens viel mehr wieder anpflanzen sollte als es tatsächlich geschieht), da kann man im Hochsommer in schlagendster Weise den Schutz feststellen, den diese dem dahinterliegenden Grundstück gewähren, dem Garten sowohl wie dem Haus.

Fort deswegen mit dem durch nichts gerechtfertigten schmalen Vorgarten, der auf dem Lande nichts zu suchen hat. Nicht Vorgarten, Vorland muß die Lösung lauten! Daß es daneben auch Fälle gibt, die es wünschenswert erscheinen lassen einen Vorgarten bisweilen ganz zu vermeiden, wie z. B. bei Ungeanlagen, ist selbstverständlich; von solchen Fällen, die stets sehr vorsichtig und von kundiger Hand individuell behandelt sein wollen, sollte hier indessen keine Rede sein. Die Absicht dieser Ausführungen ist lediglich die, für das Mittellglied zwischen Straße und Haus — den Vorgarten — gefunden, auf richtiger Grundlage entwickelten Leitgrundrissen zur Anerkennung zu verhelfen und ihnen Freunde und überzeugte Anhänger zu erwerben.

## Geschichte der Kolonie und Glashütte Haidemühl.

Die Kolonie Haidemühl gehört politisch zur Gemeinde Gosda und ist auf dem Grund und Boden entstanden, der sich ursprünglich im Besitz des Gutes Gosda befand. Die Geschichte von Haidemühl ist darum auch mit der Entwicklung der Gemeinde und des Gutes Gosda verknüpft. Das Gut Gosda umfaßte früher noch die Teilgüter Brochim und Welse (heute Welsow), die erst im 18. bezw. 19. Jahrhundert durch Teilung des Gutes Gosda selbständig geworden sind. Das so verkleinerte Manneslehn-Rittergut Gosda (6500 Morgen Fläche) belag eine große Anzahl von Lehnseuten, die in der Nähe des Gutes, im Bezirk der heutigen Gemeinde Gosda angegliedert wurden und die dem Guts- und Grundherrschaft zu Hand- und Spanndiensten und Naturallieferungen verpflichtet waren. Die Guts Herrschaft hatte die Verpflichtung zum Aufbau und zur baulichen Unterhaltung der Gebäude der bäuerlichen Wirte, zur Unterstützung derselben bei Unglücksfällen und zu deren Vertretung bei Entrichtung der Steuern. Als dann im Anfang des 19. Jahrhunderts die Bauern-

befreiung einsetzte, entstand die selbständige Gemeinde Gosda. Die „Separation“ wurde behördlich angeordnet und die Verhandlungen darüber zwischen der damaligen Gutsbesitzerin Frau Kammerherr Julie Wilhelmine von Stutterheim geb. von Wirling, und den Bauern begannen am 10. März 1826 in Gosda vor dem Kommissar der Regierung zu Frankfurt (Oder).

In der Verhandlungsschrift taucht zum ersten Male der Name „Haidemühle“ auf als Bezeichnung für die an der Brochimer Grenze gelegene Mahl- und Schneidemühle. Wie aus dem gerichtlichen Kaufbriefe hervorgeht, hatte der Mühlenmeister Johann Friedrich Mulla die Mühle am 29. November 1823 vom Müller Wolff erworben. In diesem Kaufdokument ist zwar nicht angegeben, wieviel Vieh Mulla in der herrschaftlichen Heide und in den in der Nähe gelegenen herrschaftlichen Teichen hüten durfte, doch wird in der vorbezeichneten Verhandlungsschrift angenommen, daß der Besitzer der Haidemühle so viel Vieh gehalten hat, wie ein Halbhubner, nämlich 1 Pferd

2 Oshen, 2 Röhre, 3 Stück Jungvieh und eine alte Gans nebst Junge“. Für Schweine bestand kein Hütungsrecht. Die Herrschaft besaß „das Hütungsrecht für Schafe auf allen Grundstücken der Heidemühle, die nicht bestellt oder die abgeerntet waren, mit Ausnahme des 2 Morgen 63 Quadratruten großen Gartens“. Im Winter durfte bei Froitwetter auch auf bestellten Saatfeldern gehütet werden.

In der Verhandlung am 16. März 1826 verachteten die Herrschaft und der Mühlenbesitzer auf das gegenseitige Hütungsrecht. Der Mühlenbesitzer trat die Hälfte seines Aders an das Gut ab und erhielt ein Stück Wald, aus dem sich jedoch die Herrschaft vorher 20 der besten Bäume schlagen durfte. Die endgültige Auseinanderlegung erfolgte durch Receß vom 27. November 1841. In diesem Schriftstück wird als Besitzer der Heidemühle der Glasfabrikant Carl Scheffler genannt. Die Heidemühle war also vorher, wahrscheinlich 1837 bei der Gründung der Glashütte, von deren Besitzer erworben worden. Damit ging die Bezeichnung „Heidemühle“ auf die Glashütte über. Doch schon vor 1837 muß auf dem sogenannten alten Hüttenberge in der Nähe der Schäferei eine Glashütte gestanden haben. In dem vorbezeichneten Receß ist unter Nr. 30 ein öffentlicher Wege genannt, der vom Wege Gosda-Welze ab über die Schäferei zur alten Glashütte führte, und bis zum Jahre 1910 standen dort im Walde, abseits von dem übrigen bebauten Gelände, Familienhäuser, die wohl zur alten Glashütte gehörten. Auf diese wiesen auch noch Glashäfen hin, deren Bruchstücke um 1875 an der vorbezeichneten Stelle beim Umgraben gefunden worden sind.

Wie alte Glasmacher erzählen, ist diese alte Glashütte abgebrochen worden, weil sie im Bereich der noch älteren Glashütte zu Friedrichshain lag. Es soll nämlich eine behördliche Verordnung gegeben haben, wonach eine Glashütte von der anderen eine ganz bestimmte Entfernung haben mußte. Da diese Entfernung beim Bau der Glashütte Heidemühl nicht inne gehalten wurde, so mußte diese den Betrieb einstellen. Sie wurde abgebrochen und einige Kilometer weiter westlich neu errichtet. Jedenfalls steht fest, daß der in der Glasindustrie damals bekannte Glasfabrikant Greiner 1837 von dem Lebnssrittergute Gosda einen an der Proschimer Grenz gelegenen Plan Wald erwarb und inmitten desselben eine Glashütte und Nebengebäude errichtete. Zu letzteren gehörte das Rutscherhaus (heut Förnerhaus), das sogenannte alte Familienhaus, die Schenke und ein an der Straße nach Proschim gelegener Wadschuppen, der inzwischen abgebrochen worden ist. Schon vor 1841 erwarb der im Receß genannte Carl Scheffler die Glashütte mit den dazu gehörigen Grundstücken, die damals zusammen mit dem inzwischen erworbenen

Grundstück der „Heidemühle“ 58 Morgen 101 Quadratruten groß war, und zwar 3 Morgen 55 Quadratruten Baustelle und Garten, 30 Morgen 152 Quadratruten Acker, 17 Morgen 156 Quadratruten Wiese, 2 Morgen Teiche, 3 Morgen 78 Quadratruten Wald und 1 Morgen 156 Quadratruten Unland.

Unter Scheffler wurde die Hütte lebensfähig. Der nahegelegene Wald von Gosda und Proschim lieferte reichlich Brennmaterial, und ständig waren mehrere Holzfäller und Holzhacker beschäftigt.\*)

Die Holzstöbe wurden in langen Reihen auf der Nordseite der Glashütte aufgestapelt, was aus einer Zeichnung zu ersehen ist, die sich noch im Besitz der Heidemühl Glashüttenwerte befindet. Zu Schefflers Zeiten waren in der hiesigen Glashütte nur tschechische Böhmen beschäftigt. Darum war es auch erklärlich, daß man in der Hütte und in der ganzen Kolonie Heidemühle kaum ein deutsches Wort hörte. Erst einige Jahrzehnte später bildete sich ein einheimischer Glasmacherstamm heran.

Die Verteilung der Arbeitszeit regelte sich in der Weise, daß die Glasmacher während des Schmelzens (20 bis 24 Stunden) Ruhe hatten. Darauf arbeiteten sie solange, bis alles Glas aus den Häfen verbraucht war, oft 30—34 Stunden mit nur zweistündiger Pause. Die Glasmacher stellten in den ersten Stunden der Arbeitsschicht Zylinder und dann Hohlglas, Lampenschirme, Medezin- und Parfümaläger her. Das fertige Glas wurde durch Gespanne, die die Proschimer Bauern stellten, nach Dresden, Leipzig und sogar bis nach Hamburg gebracht. Mehrere Wochen waren diese Fuhrwerke unterwegs, und mancher Glasmacher, der als Begleitmann mitreiste, lernte dadurch die Welt kennen und erzählte nach seiner Rückkehr den Dabeimgeliebenen von seinen Erlebnissen. Die Fuhrwerke brachten auf ihrem Rückwege Kreide mit, die durch einen „Stamper“ zerkleinert wurde und dann in Verbindung mit Mergel damals ausschließlich als Rohmaterial Verwendung fand. Wollte man Milchglas herstellen, so setzte man dem Gemenge Knochenmehl zu. Eine Knochenmühle befand sich in der Hütte. Der zur Herstellung der Glashäfen verwendete Ton wurde in der alten Heidemühle gemahlen. Den Mühlenreich speiste eine Quelle, die sich nordöstlich vom Teich hinter der heutigen Kolonie Werminghoff befand. Eine andere Quelle lie-

\*) Von einem derselben mit Namen Wust von den Gosdaer Buden wird erzählt, daß er einst mit seinen Kameraden wettete, er könne 7 Zentner Roggen dreimal um die Hütte tragen. 3 Zentner auf dem Rücken, 3 Zentner vorn von den Schultern herabhängend und noch in jeder Hand einen Zentner. Wust muß ein sehr kräftiger Mann gewesen sein, denn zum Ertrinken aller gewesen er die Wette.

**AEG**  
COTTBUS

**Kraft- und Licht-Zentralen**  
**Kraftübertragungen**

ferre das Trinkwasser, das später in hölzernen Röhren zur Glashütte geleitet wurde.

Eine neue Entwicklungsperiode begann für Heidemühle, als die Glashütte 1853 in den Besitz von Kennichen übergang. In diesen Besitzwechsel erinnerte eine Wetterfahne mit der alten Hütte, die neben der Jahreszahl 1853 den Namen Friedrich August Kennichen trug. Unter diesem neuen Besitzer wurden zwar noch dieselben Glaswaren hergestellt wie zu Schefflers Zeiten. Doch wird die Arbeitszeit jetzt regelmäßiger. Als Rohmaterial wird schon Glaubersalz, Sand aus Hohenboda und statt Knochenmehl Krollith verwendet. Man grub auch auf dem Grundstück des Landwirts Kollowa in Proschim Glasland und legte am Mühlenreich eine Sandwäsche an. Bald stellte sich jedoch heraus, daß dieser Sand unbrauchbar war. Kennichen vergrößerte die Glashütte durch Anlage eines zweiten Ofens. Er errichtete ferner beim alten Badschuppen eine besondere Schleiferei, die bisher in der Hütte selbst an den Gehelleiten untergebracht war, und erbaute ein Beamtenhaus (rechts neben der Hütte), das frühere Kontor (an der Straße nach Spremberg) und später für sich selbst eine neuzeitliche Villa. Der Besitzer der Glashütte war wohlhabend geworden. Neben einer vornehmen Wohnungseinrichtung besaß er zwei Kuttelgelpanne, auch hatte er die Proschimer Jagd gepachtet. Seinen Arbeitern erwies Kennichen mancherlei Wohlthaten. Da damals die Schleifmeister nicht zu arbeiten brauchten (das besorgten die Gehilfen und Lehrlinge für sie), so gestattete er ihnen, in seinem Revier zu jagen. Die ganze Kolonie Heidemühle wurde aus seiner Wirtschaft mit Milch versorgt. In seiner früheren Wohnung richtete er eine Schule ein, damit die Kinder nicht bis nach Proschim oder Jessen zur Schule zu laufen brauchten. Auch sorgte er dafür, daß Heidemühle eine Postagentur bekam, die im früheren Kontor untergebracht wurde. Später erfolgte deren Verlegung nach Karlsfeld und dann nach Proschim. Der neue Postort erhielt den Namen „Haidemühl“, wahrscheinlich zum Unterschied von anderen Postorten gleichen Namens. Inmitten seines arbeitsreichen Lebens starb Kennichen im Jahre 1873. Haidemühl hat ihm viel zu verdanken. In seiner Grabrede sagte der Geistliche von ihm, „er sei ein großer Mann gewesen, und seine Rundschaft reichte bis an den Libanon.“ Die Witwe des Verstorbenen, Karoline Kennichen, und ihr Geschäftsführer und späterer Schwiegersohn Karl Kaufe führten das Geschäft fort.

In diese Zeit fällt die Eröffnung der Haidemühler Kohlengrube. Schon Kennichen hatte 1866-67 die Siemenschen Regenerativöfen gebaut, als 1866 die Grube in Pulsberg eröffnet wurde. Es war jedoch beschwerlich, die Kohlen durch Fuhrwerke heranzuschaffen, da der Weg von Pulsberg sich in einem äußerst schlechten Zustande befand. Zwischen Haidemühl und der jetzigen Schneidemühle (Münnich) sanken die Räder bis zu den Wäsen ein, und die Fußgänger mußten bis zu den Knien durch den Sumpfwaten. Außerdem war die Pulsberger Kohle so schlecht, daß man noch aus Pöschappel

Steintohlen und über Dresden böhmische Braunkohle herbeischaffen mußte. Später bezog man die Kohle auch von Welzow. Schließlich grub man hier selbst nach Kohlen. Wie aus dem Zechenbuch der Grube Clara II hervorgeht, stellte Karoline Kennichen am 7. August 1884 beim Bergamt Cottbus den Antrag, auf der Flur des Rittergutsbesitzers Seidel, Gosda, eine Braunkohlengrube eröffnen zu dürfen. Der Antrag wurde genehmigt, und am 24. August desselben Jahres wurde der erste Spatenstich in der Nähe des heutigen Steigerbaules getan. Bis 120 000 Dekoliter Kohle wollte man jährlich fördern. Bald aber sah man sich in solchen Hoffnungen sehr stark getäuscht. Die Kohle war „schwimmend“, der Wasserdruck zu groß, und fünf verschiedene Schächte mußten angelegt werden, bis man 1886 abbaufähige Kohle fand, die nun mittels Werdebahn auf einem besonders dazu aufgeschütteten Damm (noch heute zum größten Teil erhalten) zur Glashütte geschafft wurde. Das ganze Unternehmen hatte aber derartige Geldsummen verschlungen, daß die Firma 1891 Konkurs anmelden mußte. Aus diesem erwarb dann das Bankhaus Apelt & Sohn, Halle, die Glashütte.

Unter Direktor Vogt wurden zunächst nur Zylinder und Lampenschirme hergestellt. Weil aber der Transport mit Fuhrwerk immer noch zu schwierig war, trotzdem sich die Wegeverhältnisse infolge der inzwischen erbauten Chaussee bedeutend gebessert hatten, kehrte man zu den Hohlglasartikeln zurück. Bald nachdem die Hütte in den Besitz von Apelt & Sohn übergegangen war, wurde das zu Haidemühl gehörige Ackerland dem Pächter Hermann übergeben, der zugleich die Verpflichtung übernahm, für die Glashütte sämtliche Gelpanne zu stellen. Schulraum und Lehrerwohnung in der früheren „Heidemühle“ wurden dem Pächter als Wohnung überwiesen. Das Schulzimmer verlegte man in das alte Familienhaus. Der Lehrer erhielt seine Dienstwohnung in der Villa und später in einem der Beamtenhäuser. Im Jahre 1900 verkaufte die Firma Apelt & Sohn die Braunkohlengrube an die „Eintracht“ und erhielt außer einer namhaften Geldentschädigung noch bis zum Jahre 1915 billige Kohle.

Im Jahre 1900 wurde das Anschlußleis an die Grubenbahn gebaut, und nun entwickelte sich die Hütte unter Leitung der Direktoren Buch und Gehner zum Großbetrieb. Die neue Hütte, die Schleiferei, die Niederlage mit Kontoren, sieben Familienhäuser und eine Bäckerei wurden errichtet. Letztere und die in „Schente“ gingen später in Privat Hände über.

Im Jahre 1909 erwarb Kommerzienrat Bauermeister, Bitterfeld, die Glashütte, Geschäftsführer wurde der Mitinhaber Nahl, der die Feinschleiferei einrichtete. Es wurden auch kunstvolle Vasen (nach Professor Traube) hergestellt. Der Absatz ließ aber viel zu wünschen übrig, und der Betrieb ging allmählich zurück.

Da entschloß sich der damalige Inhaber zu einer Fabrikationsumstellung und trat zu diesem Zweck mit Regierungsbaumeister Schiller in Verbindung, der eine Ra-

zieltät auf dem Gebiete der Glasblasma-  
 schinen ist. Man glaubte mit der maschi-  
 nellen Herstellung von Gläsern den gelun-  
 genen Betrieb des Wertes wieder heben zu  
 können. Bei einer Besichtigung des Wertes  
 erkannte aber Schiller, daß die dem Werke  
 verloren gegangene Rentabilität nicht durch  
 Aufstellung seiner Maschinen zu beseitigen  
 war. Er konnte sich zur Lieferung der einen  
 größeren Kredit beanspruchenden Maschinen  
 nicht entschließen, sondern machte den Vor-  
 schlag, ihm das Werk zu verkaufen. So ging  
 denn die Fabrik im Jahre 1913 in den Besit-  
 z von Baurat Schiller, Berlin-Schöne-  
 berg, über. Der seinerzeitige Ausdruck des  
 neuen Besitzers, daß die trostlosen Betriebs-  
 einrichtungen auch durch „vom Himmel be-  
 zogene Glasblasma-Maschinen vollkommenster  
 Art“ nicht gehoben werden könnten, traf in  
 des Wortes vollster Bedeutung zu, und so  
 mußte denn zunächst das Werk selbst von  
 Grund auf umgebaut werden.

Bei der Uebernahme war eine Wanne,  
 ein kleiner und ein größerer Hafenofen vor-  
 handen. Die Wanne war vollständig ver-  
 baut und stand verkehrt zu den Kühlöfen,  
 ierner so tief, daß bei starken Regengüssen  
 sich das Wasser an der Wanne ansammelte  
 und die Glasmacher nicht arbeiten konnten.  
 Im Hüttengebäude befand sich an einer Gie-  
 ßelstelle die Hüttenmeisterwohnung, an der  
 andern eine Formenkammer. Das Dach war  
 so niedrig, daß die Holzbalken nahezu auf  
 der Ofentappe ruhten.

Baurat Schiller änderte die Hüttendach-  
 konstruktion in so vorteilhafter Weise, daß  
 seitens der Gewerbeinspektion die obligato-  
 rische Einführung derselben empfohlen wurde.  
 Die Wanne und die Hafenöfen wurden um-  
 gebaut und wesentlich vergrößert, auch kam  
 ein neuer Ofen hinzu. Die vorhandenen

zwei kleinen vieredigen Schornsteine wurden  
 durch moderne, runde etwa 45 Meter hohe  
 Efen ersetzt. Der Glasbläsenbetrieb wurde  
 teils maschinell, teils im Handbetrieb fortge-  
 führt. Er entspricht heute einem Betrieb  
 modernster Art und hat frühere Spuren voll-  
 kommen verloren.

Unter der Leitung von Baurat  
 Schiller und bewährter Mitarbeiter ent-  
 wickelte sich das Werk immer weiter. Es  
 zählt heute zu den ersten und größten der  
 Lausitz. Die Fabrik hat auch während des  
 Krieges fast voll gearbeitet. Hierzu trugen  
 in erster Linie die Schiller-Blasma-Maschinen  
 bei, die auch von ungelerten Arbeitern be-  
 dient werden können. Die Fabrik beschäftigt  
 heute gegen 500 Arbeiter und 18 Angestellte.  
 Es werden in der Hauptsache kosmetische  
 Flaschen, Konservenz-, Honig- und Einmach-  
 gläser, elektrotechnische Hohlglaswaren, Was-  
 ser- und Bierbecher, sowie Lampenzylinder  
 hergestellt. Die Erzeugnisse finden in allen  
 Ländern Absatz.

Auch die Arbeiterkolonie hat Baurat  
 Schiller wesentlich vergrößert. Es bestehen  
 neben dem Direktorenwohnhaus ein Beamten-  
 haus und 20 Familienhäuser. Auch die drei-  
 klassige Schule ist größtenteils auf Kosten der  
 Glasbläse erbaut. Die 1. Lehrerstelle wird  
 von der Fabrik unterhalten.

Alles in allem darf das Haidemühler  
 Glasbläsenwerk als ein Mutterbetrieb gelten.  
 Die Haidemühler Glasbläse, die heute über  
 85 Jahre besteht, war früher unbedeutend  
 und unzulänglich. Unter seinem jetzigen Be-  
 sitzer, ist sie in zehnjähriger siebenviertel und  
 angestrebter Arbeit zu einem industriellen  
 Werte aufgeblüht, das mit berechtigtem Stolz  
 auf seine Leistungsfähigkeit sich in die zahl-  
 reichen großen Industrieunternehmen des  
 Kreises Spremberg einreihen kann.

## Drogerie E. Bevermann / Cottbus

Fernsprecher Nummer 247 /// Königsplatz Nummer 3

**Waffen / Jagdgeräte / Munition**

Lager von preiswerten Zigarren prima Fabrikate

= **Parfümerien und Bade-Saison-Artikel** =

Sämtl. Mittel zur Vertilgung v. Schädlingen im Obstbau u. Landwirtschaft  
 (Blut- und Schildläuse, Meltau, Kräufelkrankheit), Ratten und Mäusen.

**A E G**  
 COTTBUS

**Metalldrahtlampen**

# Die Entstehung der Braunkohlenflöze.

Von Th. Teumer (Grube Ilse).

Unsere engere Heimat, die Niederlausitz, gehört zu den bevorzugten Gebieten des Vaterlandes, in denen von der Natur vor vielen, vielen Jahren jene Schöpfungen des Sonnenlichtes, die Kohlen, gewissermaßen aufgespart sind für das Zeitalter der Technik. Die einheimische Industrie hätte nicht in solchem Umfange aufblühen können, wenn nicht zu den in der Erde schlummernden Naturschätzen auch brennbare Mineralien gehörten. Kohle ist und bleibt eine der wichtigsten Grundlagen unserer Volkswirtschaft, die leistungsfähig zu erhalten unser aller Sorge sein muß.

Die hohe Bedeutung der Braunkohle für das wirtschaftliche Leben der Gegenwart erklärt das große Interesse, das neuerdings der Braunkohlenforschung von allen Seiten entgegengebracht wird. Wenn wir uns über die Entstehung der Kohlen unterhalten wollen, so möchte ich den Leser an einen der großen Braunkohlen-Lagebaue der Heimat führen. Hier wird entweder das 15 Meter mächtige Oberflöz oder das etwa 10 Meter mächtige Unterflöz abgebaut. Die beiden, in ihren Mächtigkeiten nicht überall gleichbleibenden Kohlenflöze sind durch andere Gesteinsschichten, wie Sande, Letten, Tone von einander getrennt beziehungsweise überlagert.

Es mag viele geben, die sich für die Entstehung so riesiger Brennstoffmagazine wenig interessieren und die achlos an ihnen vorübergehen. Uns Bergleuten aber, die wir tagtäglich an der Abbaustätte der Braunkohlen zu tun haben, offenbart die Natur ihre Wunder. Sie tut es aber nur dann, wenn wir mit der ersten Frage nach dem „Woher“ uns bemühen, die Größe des Schöpfungsproblems zu erfassen. Die anderen betrügen sich um etwas Großes und Schönes, um den Genuß der Besetzung in das „Einst“ der Heimatshalle. Deshalb bleibt deren Geist eng, weil er reiche und reizvolle Schätze der Natur verschmäht, deshalb bleibt ihr Herz arm, weil nicht die Sehnsucht nach den ewigen Wahrheiten des Naturgeschehens in ihm wohnt, und ihr Weltbild bleibt klein, weil ihr Sinn nicht die Grenzen der sichtbaren Natur zu durchbrechen strebt.

Weil jede einzelne Stelle in der Erdkruste einmal an der Oberfläche von Festland oder an oberster Schicht des Meeresgrundes gelegen hat, wo sich, ehe sie mit einer neuen Schicht zugebedeckt wurde, fast immer Reste und Spuren der jeweils die Erde und die Meere besiedelnden Pflanzen und Tiere erhalten haben, ist der bildliche Vergleich der Erdkruste mit einem Buche recht anschaulich. Die übereinanderlagernden Erdschichten sind die einzelnen Blätter dieses Buches. Die Seitenzahlen werden von den eingeschlossenen Resten der im Laufe der geologischen Zeiten sich immer höher und höher entwickelnden Organismen angegeben. Sie sind als Abdrücke von Pflanzenblättern und Früchten oder als Vertiefungen von Tieren im Gestein erhalten geblieben. Man nennt sie

Fossilien. Mutter Erde hat hiermit ihre Entwicklungsgeschichte selbst in unerwischbarer Schrift aufgezeichnet. Solche Dokumente konnten zwar niemals gefälscht, wohl aber durch spätere, dem Aufbau entgegen gerichtete Kräfte der Abtragung und Zerstörung stellenweise vernichtet werden. Glücklicherweise ist die Vernichtung nirgends so vollkommen erfolgt, daß man durch die übrig gebliebenen Ueberreste der beschädigten Seiten nicht doch noch zur zweifelstreuen Deutung gelangen könnte. Solcher abgegriffenen, lückenhaften Seiten finden sich viele vor und zwar umso häufiger, je weiter wir im Buche der Erdgeschichte zurückblättern, je tiefer wir also in sie eindringen. Da aber die geologische Zeit, in der sich die Braunkohlenflöze bildeten (der Geologe nennt sie die Tertiärzeit), nicht allzuweit zurück im Buche der Erdgeschichte verzeichnet ist, so sind alle ihre Aufzeichnungen noch recht deutlich. Die Tertiärzeit ist nur durch die Eiszeit oder das Diluvium von der Jetztzeit getrennt.

In der Erdgeschichte kommt noch eine zweite Zeitepoche vor, in der sich auch Kohlenflöze aufgehäuft haben. Sie liegt aber sehr viel weiter zurück. Es war die Steinkohlenzeit oder das Karbon. Wenn sich diese beiden, durch sehr lange Zeitspannen von einander getrennten Epochen dadurch auszeichnen, daß sich mächtige Kohlenflöze und umfangreiche Flözgruppen aufhäufen, so liegt darin zweifellos eine Auffälligkeit insofern, als es in den anderen geologischen Zeiten zu Kohlenaufhäufungen in angenähert gleichgroßem Ausmaß nicht gekommen ist. Es tritt aber eine zweite Auffälligkeit hinzu. Beide Zeiten zeichnen sich außerdem durch eine gewaltig gesteigerte gebirgsbildende Tätigkeit aus. Auch in dieser Hinsicht nehmen sie im Vergleich zu den übrigen Zeiten der Erdgeschichte eine Sonderstellung ein, weil gebirgsbildende Tätigkeiten in so riesigem Umfang niemals wieder in Erscheinung traten.

In der Steinkohlenzeit bildete sich z. B. das Rheinische Schiefergebirge, der Harz, der Brantenwald, das Sächselgebirge, der Ural und noch andere Gebirge, und zur Braunkohlenzeit türmten sich die Pyrenäen, die Alpen, die Karpathen, der Kaukasus und andere Gebirge auf. Das zeitliche Zusammenfallen von gewaltigen gebirgsbildenden Tätigkeiten an der Erdoberfläche und von Kohlenflözaufhäufungen erwähne ich, weil beide in ursächlichem Zusammenhange zueinanderstehen. Die Gebirgsauffaltungen haben diejenigen Bedingungen geschaffen, die erst die Kohlenflözbildungen ermöglichten. Doch hierauf kommen wir an anderer Stelle noch einmal zurück.

An einem heimatischen Tagebau wollte ich meine Schilderung deshalb beginnen, weil gerade die Niederlausitzer Braunkohlenflöze wegen des Vorhandenseins der so charakteristischsten Stubbenhorizonte, — jener in der Braunkohle eingebetteten Wurzelstümpfe mit den umgeborenen Stämmen —, beinahe weltbekannt ge-

worden sind. Diese Baumstubben stehen noch heute an der Stelle, an der sie früher ihre hochaufragenden Stämme mit den schönen Baumkronen trugen. Sie sind geeignet, den Schleier des Geheimnisses der Flösaufhäufung zu lüften. Ueberdies sehen wir an einem Tagebau auf größerer Strecke mehrere Seiten vom Buche der Erdgeschichte aufgeschlagen vor uns, und deshalb ist hier die Gelegenheit zu Beobachtungen und Studien größer und günstiger als in einer Tiefbaugrube.

Vorur wir aber vom Flöz selbst sprechen, soll noch im allgemeinen einiges vorausgeschickt werden. Kohle ist ein brennbares, organogenes Mineral, das durch Aufhäufung und Zerklebung pflanzlicher Stoffe entstanden ist. Bei dieser Begriffsbestimmung entstehen zwei Fragengruppen:

1. Wie häuften sich die aus verrotter Pflanzensubstanz bestehenden Massen brennbarer Mineralien in ihrer auffallenden Reinheit zu mächtigen Flözen auf?
2. Welches waren die Grundstoffe, und auf welchem Wege entwickelten sie sich zu denjenigen chemischen Verbindungen, aus denen unsere Kohlen heute bestehen?

Von beiden Fragen umfaßt die erste mehr die geologische, die zweite dagegen die chemische Seite des Problems. Wenn im folgenden auch nur auf die Frage nach der Flösaufhäufung eingegangen werden soll, so müssen doch einige chemische Fragen gestreift werden.

Im Laufe der Zeit sind eigentlich alle überhaupt nur denkbaren Ansichten über die Entstehung der Kohlen ausgesprochen und verfochten worden. Steinkohlen hat man für verdichtetes Erdöl, als Reste unterirdischer Pflanzenembryonen, als Umwandlungsprodukte vulkanischer Auswürflinge, als Ergebnis einer Verwitterung und Zerklebung des Urgesteins und sogar als Verdichtung überflüssig vorhandener gewisser Kohlenäure gehalten. Wie diese Ansätze zeigen mag, sind die Ansichten im Laufe der Zeiten recht verschieden gewesen.

Als aber dann endlich die Herkunft der Kohlen aus abgestorbenen Pflanzenmassen feststand, da erhob sich ein Kampf darüber, ob die Kohlenflöze aus Resten von Land- oder Meerespflanzen aufgehäuft worden wären. Auf Meerespflanzen wurde man durch die Beobachtung geführt, daß an den Meeresküsten oft große Ansammlungen von Algen

gefunden und auf dem Meere große aus Algen bestehende Berge — gleich Inseln — treibend angetroffen wurden. Am Lande wollte der Nachweis ebenso großer Ansammlungen von Pflanzenmaterial, das zur Erklärung von mächtigen Flözen hätte herangezogen werden können, nicht glücken. Der bald einsetzende Verwesungs- und Vermoderungsvorgang vernichtet hier in den meisten Fällen alles Gewachsene. Weil aber die wissenschaftlichen Untersuchungen mit Mikroskop und anderen Hilfsmitteln das Ergebnis hatten, daß am Aufbau bedeutenderer Kohlenflöze nur Landpflanzen, untergeordnet auch einige Süßwasserpflanzen, niemals aber Meerespflanzen beteiligt sind, so entstanden neue Schwierigkeiten, besonders wenn man den Grundsatz anerkennen wollte, daß geologische Kräfte der Vergangenheit niemals andere waren als in der Gegenwart. Unter Umgehung dieses Grundsatzes wurden denn auch neue Gedanken und Theorien in das Problem hineingetragen. So wurden zur Erklärung der Aufhäufung mächtiger Lager von brennbaren Mineralien andersgeartete Verwesungsvorgänge oder auch ein üppigeres Pflanzenwachstum angenommen. Zur Erklärung für ein weitgesteigertes Pflanzenwachstum wurden Tropenklima, Klimaschwankungen, Ausnahmezustände in der Luft- (ein erhöhter Kohlenäure- bzw. Wasserdampfgehalt) für die damaligen geologischen Zeiten herangezogen. Aber immer wieder ergaben sich Widersprüche, und der Kern der Sache wurde nicht getroffen.

Einen Ausweg schien die Annahme zu bieten, die Kohlentelle wären in tiefen Beden durch Wasser zusammengeschwemmt worden. Die Zuflüsse hätten Pflanzenmaterial mitgebracht und abgelagert und dadurch die mächtigen Flöze aufgehäuft. Wir wissen heute alle, daß Flüsse viel mehr Schmutz als Holzstücke fortführen. Auf Grund dieser Ueberlegung mußte auch dieser Ansicht der Erfolg verlagert bleiben, und dieses umso eher, als in den Kohlenflözen, und ganz besonders deutlich im Senftenberger Revier in verschiedenen Höhen mehrere Male übereinander die Wurzelstümpfe ganzer Wälder in den Flözen erhalten geblieben sind. Diese prächtigen Stubben alter Baumriesen und junger Bäume stehen noch an der Stelle, an der sie in der Tertiärzeit gewachsen sind. Man spricht daher mit Recht von der Bodenständigkeit oder Autochthonie der Kohlen. Man versteht darunter, daß das anhäufende Material

Du brauchst... ein Augenglas  
drum merke das

Dresdenerstr. 10 **Bergler** Ruf 489  
Diplom-Optiker

an der Stelle gewachsen ist, an der es später abstarb und zur Kohle umgewandelt wurde. Ist das Material aus anderen Gegenden zusammengeschwemmt, also bodenfremd, so nennt man diese Aufhäufung Allochthonie. Nur einige verunreinigte, aschenreiche, wertlose Kohlen sind allochthon aufgehäuft.

Die Kohlen in der Niederlausitz sind durchweg bodenständig.

Wenn sie aber bodenständig sind, dann müssen einige Erklärungschwierigkeiten, die dieser Entstehungsweise wegen der großen Flözmächtigkeit entgegenstehen, aus dem Weg geräumt werden. Wir gehen von der Annahme aus, daß sich Torf, Braunkohle und Steinkohle auf gleichem oder ganz ähnlichem Wege gebildet haben. Die im heutigen Zustande dieser Brennstoffarten feststellbaren Unterschiede haben ihren Grund einmal in den Unterschieden des Ursprungspflanzenmaterials, das sich in den für menschliche Begriffe enoblen langen Zeiträumen zwischen Karbon, Tertiär und Gegenwart gewandelt und aufwärts entwickelt hat, und dann in den mechanischen und chemischen Umwandlungen, die sich während der beträchtlichen Zeitspanne zwischen Bildung und Abbau durch geologische Vorgänge vollzogen haben und die einen verschiedenen veredelnden Einfluß auf die an sich schon verschiedenartige Grundmasse auszuüben vermochten.

Von der Reihe: Torf, Braunkohle, Steinkohle ist der Torf die jüngste Bildung, und seine Entwicklung geht in der Gegenwart noch weiter. Die Bedingungen für das Entstehen von Torf können wir demnach an Ort und Stelle studieren, und auf diesem Wege, der sich als richtig herausgestellt hat, gelangen wir zu Beobachtungsmaterial, das sich dann auf Braunkohlen- und schließlich auch auf Steinkohlenbildung übertragen läßt.

Die abgestorbenen Pflanzenteile, die das Ausgangsmaterial für Torf und Kohlen bilden, waren zunächst in Humus übergegangen. Humus kann sich überall auf der Erde entwickeln, wo überhaupt Pflanzenwuchs möglich ist. Nach dem Absterben der Pflanzen verändern sich Farbe und Aussehen sehr bald; sie zerfallen langsam oder schneller und gehen schließlich in formlose Massen über, die nach und nach auch noch verschwinden. Die Pflanzensubstanz unterliegt der Verwesung. Eine grobe Rolle bei diesem Vorgang spielen Kleinflebewesen. Torf und Kohlen können demnach nur jenen Pflanzenresten entstammen, die der vollständigen Verwesung entgangen sind. Daraus geht hervor, daß es weniger auf die Lebzeitigkeit des Wachstums, als vielmehr darauf ankommt, wie das Gewächse vor vollständiger Verwesung und Vermoderung geschützt wurde.

Alle bisherigen Erklärungsversuche legten das Hauptgewicht auf ein gesteigertes Wachstum. Man suchte daher nach Erdgebieten, in denen sehr viel Pflanzenmaterial wächst. Unstreitig sind solche Gebiete die subtropischen Regenwälder, deren wesentliche Eigenschaften dauernde große Luftfeuchtigkeit und hohe Wärmegrade sind. In allen diesen für ein gesteigertes Pflanzenwachstum günstigsten Erdgebieten finden wir wohl etwas Humus,

aber niemals Humusaufhäufungen, die sich etwa mit Kohlenflößbildungen vergleichen ließen. In diesen Gebieten sind eben die Verwesungsbedingungen gleichfalls sehr günstig. Wir müssen deshalb einmal die Frage stellen:

„Wo bildet sich in der Gegenwart Humus, und erhält er sich, und wo häuft er sich zu größerer Mächtigkeit auf?“

Humus kann sich, wie gesagt, überall da bilden, wo Pflanzen wachsen und absterben. Wo nichts wächst, wie in den Wüsten und in den Polargebieten, da ist auch die Bildung von Humus unmöglich. Weil nun aber Humus (und daraus entstandener Torf, Braunkohle und Steinkohle) gewissermaßen eine Differenz, ein Ueberrest ist, nämlich abgestorbene pflanzliche Substanz vermindert um den vollständig verwesten Anteil, so lehrt die einfache Ueberlegung, daß wir nicht allein Gebiete mit üppigem Pflanzenwuchs aufsuchen dürfen, wenn wir die Bedingungen der Humuserhaltung studieren wollen, wir müssen vielmehr auch solche Gebiete beachten, in denen die Verwesungsbedingungen sehr ungünstig sind. Die größte Humuserhaltung wird da möglich sein, wo die Erzeugung absterbender Pflanzenmassen sehr groß, die Verwesung dagegen sehr gering oder gleich Null ist. Die Zunahme im Wachstum (Eingriffe durch Kultur ausgeschlossen) ist da am größten, wo bei gleichzeitiger Temperaturzunahme eine Zunahme der Befeuchtung eintritt. Die Zunahme nur einer der beiden Bedingungen begünstigt das Wachstum nicht, was in den Grenzfällen die regenlosen Tropen und die niederschlagsreichen Gletscher beweisen. Bei Temperaturabnahme infolge zunehmender Höhe über dem Meerespiegel oder in höheren Breiten nimmt natürlich auch das Wachstum ab und der allmähliche Uebergang schöngewachsener Bäume in Krüppelformen, in eine Zwergflora, in solchen Gebieten ist ja hinreichend bekannt. Vom tropischen Regenwald bis zu den ungünstigsten Grenzfällen sind alle Uebergänge in den Wachstumsbedingungen auf der Erde bekannt, wobei allerdings die Beschaffenheit des Bodens eine Rolle spielt.

Ein dauernd hoher Grundwasserspiegel kann die gleiche Wirkung haben, wie reichliche Niederschläge. Sumpfbiete mit nicht allzu hohem Grundwasser ermöglichen unter Umständen ebenfalls ein üppiges Pflanzenwachstum. Dies Ueberhandnehmen von Wasser wird schließlich nicht wachstumsfördernd, sondern hemmend. Mit einem Abwieseln an Wasser haben auch Wasserpflanzen oftmals einen ebenso erbitterten Kampf zu bestehen, wie die Trockenpflanzen mit der Dürre. Seichte Wasser verlanden mit der Zeit vollständig, wenn keine Kratungen vorgenommen werden. Sie bilden, da die absterbenden Teile im Wasser untertauchen und so vor Verwesung und Vermoderung geschützt werden, Wiesenmoore, die auch in Waldmoore und schließlich, wenn dies das Klima zuläßt, in Hochmoore übergehen können. Tiefere Wasseransammlungen können nicht mehr in dieser Weise verlanden. Einmal vermögen die Pflanzen der Wassertiefe und des stärkeren Wellenganges wegen in dem Seegrund nicht zu wurzeln, und dann

würde sich auch vom Gewachsenen nichts erhalten, weil diese Wasser eben des Wellenganges wegen zu sauerstoffreich sind und deshalb eine leichtere Verwesung ermöglichen als stagnierende Wasser.

Wird im allgemeinen bei Zunahme der Temperatur und der Feuchtigkeit das Wachstum der Pflanzen begünstigt, so vollziehen sich die Verwesungsvorgänge nach etwas anderen Gesetzen. Bei der Verwesung ist es im allgemeinen so: Bei zunehmender Temperatur steigert und beschleunigt sie sich, bei zunehmender Vernässung dagegen nimmt sie ab. Durch Vernässung, durch Vollaugen, Untertauchen unter ruhigem Wasser erhalten die Pflanzenteile eine Schutzhülle, die den Sauerstoff der Luft und mit ihm die zerstörenden Kleinorganismen abhält. Hiernach sind Sümpfe, Moore, seichte Wasser die günstigsten Gebiete, die einen Schutz gegen eine vollständige Verwesung bieten können und in denen eine Humuserhaltung stattfindet. So kommt es, daß wir mit Ausnahme der Torfmoore nirgend auf dem Festlande erhebliche Aufhäufungen von Humus finden. Geringmächtiger Humusboden oder die sog. Schwarzerden sind ja niemals Bildungen, die mit solchen zu vergleichen wären, aus denen später einmal Kohlenlöse entstehen. Das ist ebenso in den Tropen, wie in den Subtropen und auch in gemäßigten und kälteren Breiten der Fall.

Außer den verlandenden Wasserflächen, die nicht tiefer sein dürfen, als es zur Ermöglichung eines Pflanzenwachses zulässig ist, kommt eine zweite Art von Humusaufhäufung vor. Es sind dies die Hochmoore. Sie entwickeln sich über dem Grundwasserspiegel. Das Torfmoos (Sphagnum) mit seinen besonderen Eigenschaften, gleich einem Schwamm Wasser aufzusaugen und eine dauernde Befeuchtung zu gewährleisten, übernimmt hier die Führung. Die absterbenden Pflanzenmassen genießen in dieser vernässenden Flora einen ähnlichen konservierenden Schutz wie die untergetauchten. Uhrglasförmig nach oben gewölbt wächst das Hochmoor mehr und mehr über die Landschaft empor. Der vorher gesunde Baumwuchs verkümmert bei der Entwicklung des Hochmoores, und nur Krüppelformen von Kiefern und Birken vermögen unter allen Entbehrungen ihr Leben zu fristen.

Nach dem Gesagten sind reine Humusaufhäufungen in größerem Umfange nur unterhalb einer Wasserfläche wenig tiefer Teiche und Seen und in Hochmooren infolge einer vernässenden Flora möglich. In beiden Fällen sind der Dicke der Ablagerung enge Grenzen gezogen. Mächtigkeiten, wie sie die Braunkohlenlöse aufweisen, sind durch sie ohne Annahme weiterer Vorgänge nicht erklärlich. Was auch ganz besonders zu beachten ist: an beiden Stellen wachsen keine isolierten Bäume, die durch ihre Größe im-

nieren und in den Senftenberger Braunkohlenflözen eine Berühmtheit geworden sind.

## Das Braunkohlenflöz.

An der Braunkohlenwand in einem Tagebau erkennen wir beim genauen Hinschauen einzelne Streifen, die verschiedene Kohlen führen. In bestimmten Streifen sehen wir die Wurzelstümpfe teilweise junger, teilweise aber recht alter Bäume und dazwischen liegen wirr durcheinander die von den Stubben getrennten Stämme. Diese Schichten, die sich im Oberflöz sieben- bis achtmal übereinander wiederholen, wollen wir Stubbenhorizonte nennen; sie sind die auf uns gekommenen Reste ehemaliger Wälder. Fragt man, wie sich die Bäume von ihren Wurzelstöden getrennt haben, so lehrt uns der Augenschein, daß Windbruch nicht in Frage kommen kann. Bei ihm würde, wie dies bei jedem Sturm Schaden zu beobachten ist, eine bestimmte Richtung der umgefallenen Stämme, die der des Sturmes entsprechen muß, vorherrschen. Außerdem würden die Bäume in ganz verschiedenen Höhen zersplitternd abgebrochen sein oder es wären auch die Wurzelsteller mit hochaufrichtet. Nichts von alledem ist der Fall. Die Stubben in einem Horizont — vom Wurzelboden bis zu ihrer Oberkante gemessen — haben gleiche Höhen. Die übereinanderliegenden Horizonte haben aber unter sich ganz verschiedene Höhen. Zwischen den Schichten mit Stubben und Stämmen sind an Holzfragmenten äußerst arme gleichartige (homogene) oder gestaltlose (amorphe) Kohlen, die unter sich wieder bänderartig in der Farbe etwas wechseln, eingeschaltet. Dabei ist die gelber gefärbte Kohle reicher an Wachs und Harzen, die schokoladen- bis dunkelbraune Kohle ärmer an diesen Bestandteilen.

Diese kurze Beschreibung mag genügen, uns davon zu überzeugen, daß zum Vergleich der Braunkohlenlöse ebensovienig ein einzelnes Flachmoor als ein Hochmoor herangezogen werden kann. Gegen letzteres spricht die horizontale Schichtung im Flöz, gegen ersteres die grobe Flözmächtigkeit mit Ausmaßen, die zu denen heute verlandender Seen in keinem Verhältnis stehen, sowie das mehrmalige Auftreten von Waldböden in verschiedenen Höhen übereinander. Gegen beide Moorarten spricht besonders auch das Auftreten der schön gewachsenen Baumriesen. Es sind zwei Nadelhölzer, die Sumpfaypresse (Taxodium distichum), deren Nachkommen in den heutigen überschwemmungsreichen „bismal swamps“ des südlichen Nordamerikas am Golf von Mexiko wachsen, und der Mammutbaum (Sequoia Langsdorfi), dessen heute noch lebende Verwandte (Sequoia sempervirens) höhere Lagen in dem Gebirgszug der Sierra Nevada bevorzugen. Mit Landschaftsbildern der Gegenwart läßt sich höchstens ein ganz bestimmter

# Allgemeine Electricitäts-Gesellschaft

Teleph. Nr. 130 u. 310

Büro Coburg

Kaiser-Friedrich-Str. 12

Horizont vom Flöz verglichen. Es geht nicht an, ein solches Moor auf den gesamten Flözkörper zu beziehen, weil er wechselweise aus verschiedenartig gefügter Kohle besteht. Trotzdem muß eine Erklärung für die Aufhäufung mächtiger Flöze gefunden werden.

Das Auftreten der Stubben in ganz bestimmten Horizonten, nicht nur in den Braunkohlenflözen, sondern auch in der Steinkohle, überseugt uns vom Waldcharakter jener Pflanzenwelten. Dabei sind uns die Bezeichnungen „Braunkohlenwald“ und „Steinkohlenwald“ recht geläufig geworden. Auf Grund der Forschungen über das Aussehen und die Lebensbedingungen jener Pflanzengemeinschaften, deren tote Reste uns in der Kohle erhalten geblieben sind, wurden Waldmoore konstruiert und zum Vergleich mit solchen Pflanzengemeinschaften, die für die Braunkohlenbildung in Betracht kommen, wurden alle diejenigen herangezogen, die in der Gegenwart für die Moorbildung in Frage kommen. Es sind dies die Wiesenmoore, Waldmoore und Hochmoore der gemäßigten Zonen und die Tropenmoore. Dabei wurden aber einige Schwierigkeiten unbeachtet gelassen. Diese bestehen darin, daß Wiesenmoore baumlos sind und ebenso wenig wie Waldmoore beliebig über den Wasserpiegel emporwachsen können, während Hochmoore mit ihren Krüppelbäumen und der anders gearteten Zusammensetzung ihrer Pflanzenwelt auscheiden. Die große Mächtigkeit der Braunkohlenflöze mit den verschiedenen Schichten und den dazwischen geschalteten Stubbenhorizonten beweist das nach und nach erfolgende, schichtweise Höherwachsen der Lagerstätte. Diese hätte nur erfolgen können, wenn der Grundwasserpiegel in gleichem Sinne gestiegen wäre. Das war aber nur bis an die Bedenränder einer flachmuldenförmigen, abflußlosen Landschaft denkbar. Da wir uns nicht vorstellen können, daß mit dem Emporwachsen der Torfmassen ein automatisches Emporheben der Bedenränder des Gebietes und damit eine Überlegung des Wasserabflusses aus dem Boden stattgefunden haben kann, so bleibt nur die eine Erklärung übrig, daß sich das Gebiet allmählich in die Tiefe bewegte.

Ein solcher Senkungsvorgang wird geologisch erklärlich dadurch, daß damals ja gerade die Zeiten enorm gesteigerter gebirgsbildender Tätigkeiten auf der Erde waren. Wo sich in mehreren Gebieten kilometerhohe Gebirge aufkürmten und zwar aus Gebirgsschichten, die vorher langausgestreckt dazuliegen haben, da ist es durchaus nicht schwer einzusehen, daß ausgebehtete Landflächen langsam in die Tiefe sanken. Auf diese Senkungsvorgänge muß etwas ausführlicher eingegangen werden. Sie sind bisher wohl zur Erklärung der Aufhäufung der die Kohlenflöze trennenden Gebirgsschichten herangezogen, für die Flözaufhäufung selbst wurden sie noch nicht mit der notwendigen Schärfe ausgesprochen. Wir dürfen nicht mehr unsere heutigen Moorgebiete zum Vergleich heranziehen, wenn diese nicht in Senkungsgebieten entstehen. Zum wenigsten müssen wir uns klar machen, was geschehen wird, wenn heutige Moore auf sinkendem Boden wachsen.

Bei der folgenden Schilderung der geologischen Ergebnisse muß von Einzelheiten abgesehen werden. Die Darstellung wird aber zu unterscheiden haben, in welchem Entwicklungsstadium sich ein Gebiet befindet, wenn kein Absinken einsetzt.

## A. Die Geschwindigkeit des Absinkens bleibt unveränderlich.

Sie kann so groß sein, daß das absterbende Pflanzenmaterial gerade ausreicht, um den gelentenen Boden wieder aufzufüllen, sie kann größer oder kleiner bleiben, so daß es im ersten Falle an Material fehlt, im anderen ein Ueberschuß verbleibt.

### a) Die Geschwindigkeit ist so langsam, daß ein Ueberschuß an absterbender Pflanzensubstanz verbleibt.

Der Moorcharakter wird sich ändern, weil der Grundwasserpiegel allmählich unter die Mooroberfläche sinkt. Es kann sich also ein Wiesenmoor zum Waldmoor und aus diesem im feuchten, kälteren gemäßigten Klima weiterhin ein Hochmoor entwickeln; im wärmeren Klima wird der Ueberschuß an Pflanzensubstanz vermoderen und Waldmoor bestehen bleiben. Der erzeugte Torf braucht keine Holzstruktur zu zeigen.

### b) Die Geschwindigkeit ist so groß, daß das absterbende Pflanzenmaterial gerade zur Bodenauffüllung ausreicht.

Steht der Wasserpiegel anfänglich höher als die Mooroberfläche, dann wird die Wiesenmoorbildung ungehindert weiter gehen. Steht dagegen der Grundwasserpiegel anfänglich tiefer, so kann dieser Zustand erhalten bleiben. Ein Waldmoor wird Waldmoor bleiben. Ein Wald ohne moorigen Charakter kann allerdings zum Waldmoor werden. Der Torf wird in diesen Fällen durch eine Pflanzengemeinschaft erzeugt, zu der holzerzeugende Bäume und Sträucher gehören. Bei ursprünglich größerem Abstand des Grundwasserpiegels wird zunächst eine Verwelkung bzw. Vermoderung des toten Pflanzenmaterial vernichten. Dabei bleibt keine feste Substanz zurück und der Waldboden wird sich immer mehr dem Grundwasserpiegel nähern. Sobald dann ein Vollaugen, ein Ertrinken der absterbenden Pflanzenteile möglich wird, beginnt die Torfbildung. Die sich bildende Torfmasse ist gleichartig zusammengesetzt und braucht nirgend Holzstruktur zu zeigen, weil eine Zerlegung unter völliger Zerstörung der Form vorausging. Trotzdem die torfbildende Flora eine waldwuchsartige ist, kann es nicht zur Erhaltung von Stubbenhorizonten kommen. Das Landschaftsbild verrät bei diesem Vorgang nirgend den dauernd sinkenden Boden.

### c) Die Geschwindigkeit ist derart, daß das absterbende Pflanzenmaterial nicht ausreicht, um den Boden aufzufüllen.

In diesem Falle wäre unter sonst geeigneten Bedingungen eine Rückbildung vom Hochmoor über Waldmoor zum Wiesenmoor möglich. Schließlich wird aber eine Moorbildung unmöglich, wenn die zunehmende Wassertiefe das Wachsen jeder Pflanzengemeinschaft ausschließt. Vom Waldmoor könnte wohl Wurzelwert, aber kein Stubben-

horizont übrig bleiben. Beim Uebergang zum Wiesenmoor wären die Bäume bereits abgestorben, und vor dem Untertauchen hätten sie reichlich Zeit, vollständig zu vermodern.

Die Senkungen sind aber nicht immer gleichmäßig und mit der bisher geschilderten Pünktlichkeit erfolgt. Ich bin geneigt, den noch zu erwähnenden Vorgängen bei der Flösaufhäufung den Vorrang zu geben.

## B. Die Geschwindigkeit des Absinkens ist veränderlich.

a) Es treten Verlangsamungen ein, die in einem beliebig lange anhaltenden Senkungsstillstand enden.

In einem Gebiet, das langsam absinkt und in dem sich ein Wiesenmoor ausbildete, tritt ein Stillstand ein. Im Laufe der Zeit wird das Wiesenmoor zum Waldmoor werden, wenn keine Kultureingriffe erfolgen. Die Bäume des Waldes werden altern, absterben und verwesen. Neue Geschlechter wachsen und erleiden dasselbe Schicksal. Obwohl fortwährend Wald wächst, so besteht trotzdem keine Möglichkeit zur Erhaltung eines Stubbenhorizontes.

Bei Verlangsamungen oder während der Pause im Senkungsvorgang wird ein Ueberdruck an gewachsenem Pflanzenmaterial vorhanden sein. Dieser zerlegt sich bis auf die schwer verweslichen Wachs- und Harzbestandteile. Solche Zeiten muß man zur Erklärung der Entstehung von Wachs- und Schwellkohlen annehmen. Auch im Sentenberger Revier treten Flöschichten auf, die eine auffallend gelbe Färbung und damit eine Zunahme an Bitumen aufweisen. Auf solchen gelben Schichten ruht mitunter unmittelbar ein Stubbenhorizont. In scharfer Linie haben sich beim Uebergang aus der gelben Schicht zum Stubbenhorizont die Bedingungen für eine Vertorfung geändert. Ein solcher Wechsel ist nur durch eine Aenderung im Senkungsvorgang zu erklären. Der Waldwuchs während der Senkungspause solange, bis eine neue Senkung des Gebietes einsetzte. Damit kommen wir zum letzten Fall der Senkungsmöglichkeiten:

b) Es treten Beschleunigungen im Senkungsvorgang ein, dergestalt, daß der Pflanzenwuchs durch seine absterbenden Teile den Senkungsbetrag nicht mehr sofort aus sich selbst verlanden kann.

Die Senkung kann die Bezeichnung rasch, plötzlich oder kurzfristig verdienen; sie ist von der langsamen oder stetigen Senkung zu unterscheiden. Befindet sich ein Wiesenmoor in langsamer Senkung, so macht eine kurzfristige Senkung von größerer Tiefe der Torfbildung ein Ende. Eine solche geringeren Ausmaßes verlangsamte dagegen nur die Verlandung.

Auch bei einem Waldmoor muß eine raschere Senkung von größerer Tiefe dem Waldwuchs ein Ende machen. Die im Moorgrund nur flach wurzelnden Bäume können durch Wellengang und Auftrieb entwurzelt werden. Sie werden dann als Treibholz abgetrieben und zerstört. Bei einer kurzfristigen Senkung von geringerer Tiefe wird der Wald zwar auch unter Wasser gelebt. Jetzt aber vertorfen die Stubben im ruhigen Wasser unter Erhaltung der Form und des Gefüges. Die aus dem Wasser herausragenden Stämme werden in Höhe des Wasserpiegels durch Fäulnis geschwächt und brechen schließlich um. Die untergetauchten Teile blieben dann vor Verwesung geschützt. Auf diese Weise entstehen Stubbenhorizonte, die zweifellos die Eigentümlichkeiten aufweisen, wie sie das Sentenberger Revier zeigt.

Das Flösbildungsproblem ist bei Anerkennung der Senkungsvorgänge ohne Schwierigkeit zu lösen. Ein abflußloses Erdgebiet befindet sich im Zustand von nach Zeit und Geschwindigkeit verschiedener Senkungen derart, daß Pflanzen wachsen können. Bei ganz langsamen Senkungen entwickelte sich ein Moor, dessen absterbende Pflanzenmassen sich weitgehend zerlegten und die amorphe Kohle bildete, deren Abstammung nicht mehr ohne weiteres erkannt werden kann. Es war sogar eine Verwesung der Hauptmenge der Pflanzenteile möglich und nur die harzreichen Bestandteile blieben erhalten. Trat eine Pause in der Senkung ein, so wuchs ein Wald; er alterte, starb ab und verweste und hinterließ keine Reste. Das konnte in ungezählten Generationen hintereinander erfolgen, bis eine neue Senkung erfolgte. War diese beschleunigt und nur in einer Tiefe erfolgt, die eine nachfolgende Verlandung durch Pflanzenwuchs nicht ausschloß, so blieb der bekannte Stubbenhorizont erhalten, weil die Pflanzen, soweit sie ins Wasser gerieten, vor Verwesung geschützt waren. Eine tiefere Senkung, die Pflanzenwuchs nicht mehr zuließ, mußte der Flösaufhäufung ein Ende bereiten, weil jetzt infolge der geänderten Gefälleverhältnisse die Zuflüsse anorganische Stoffe (Sand, Tone) zur Ablagerung brachten.

Diese Ansicht erstreckt sich nur auf die Art der Flösaufhäufung. Die Beschleunigungen des Gefüges in den Flöschichten erhalten ihre Erklärung außer in äußeren, ganz besonders in primären wechselweisen Aenderungen, und zwar nicht so sehr der Wachstumsbedingungen als vielmehr der Verwesungsmöglichkeiten.

Die von der Natur auf der beschriebenen Weise aufgestapelten Braunkohlenlager waren horizontal gelagert. Sie haben in der Folgezeit, besonders in der sog. Eiszeit vielgestaltige Störungen erleben müssen. Doch davon soll vielleicht später einmal die Rede sein.

**A E G**  
COTTBUS

**Auskünfte**  
**über Hausinstallationen**

# Die „Eintracht“ Braunkohlenwerke und Brikettfabriken zu Welzow N.-L.

Eine der ältesten Unternehmungen der Brikettindustrie in der Niederlausitz ist die „Eintracht“ Braunkohlenwerke und Brikettfabriken N.-L. in Welzow. Aus kleinen Anfängen hat sie sich zu einem der führenden Werke dieses Gebietes entwickelt.

Sie wurde 1881 als Gewerkschaft mit einem Kapital von 187 000.— Mark gegründet und übernahm als solche von ihrem früheren Generaldirektor und Aufsichtsratsvorsitzenden Verminghoff dessen im Kreise Liebenwerda gelegene Grube Louise bei Domsdorf. Zu dieser erwarb sie bald darauf die benachbarte Grube Alwine und betrieb beide unter gemeinsamer Leitung. Die Kohle wurde dort damals noch im Tiefbau gewonnen.

Die günstige Entwicklung, die diese Anlage nahm, gab Veranlassung, bei Finsterwalde ein weiteres Werk — Grube Emilie — in Betrieb zu nehmen. Während sich das in der Folge als Fehlgriff erwies, arbeitete andererseits die nach Eröffnung der Schichtau-Finsterwalder Eisenbahn gebaute und ihr angeschlossene neue Grube Henriette in Poley so befriedigend, daß auf ihr, die zuerst nur Rohkohle für den Bedarf der benachbarten Ziegeleien in mäßigem Umfange gefördert hatte, nach der ersten Brikettfabrik eine zweite, teilweise aus dem Abbruch der Grube Emilie, aufgeführt werden konnte.

Ein Brand des Schachtes auf Grube Alwine brachte einen argen Rückschlag. Die Wiederinbetriebnahme dieses Schachtes, der unguiltige Betrieb auf Grube Emilie, sowie der Bau einer zweiten Henriette-Fabrik hatten von den Gewertern ständige Geldopfer gefordert, ohne daß es der Verwaltung möglich gewesen wäre, in dieser Zeit der Entwicklung eine Ausbeute zu verteilen. So war es nötig geworden, die Gewerkschaft 1887 in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, die mit 1 600 000 Mark Kapital ausgestattet war, um das Unternehmen auf eine breitere Grundlage zu stellen. In der neuen Form konnte das Unternehmen auch seit 1890 zunächst bescheidene Dividenden ausschütten.

Die wachsende Industrie unserer engeren Heimat zeigte in der Folge stets steigenden Bedarf an Feuerungsmaterial und verwendete als solches in großem Maße Braunkohlen und Braunkohlenbriketts, die mehr und mehr anstelle Steinkohle auch zur Hausfeuerung benutzt wurden. Hauptsächlich Berlin wandte sich in immer größerem Maße den fruchtlich günstiger gelegenen Werken der Lausitz zu, nachdem ein Streik böhmischer Bergarbeiter es vollends von der Güte der Lausitzer Briketts und der Zweckmäßigkeit, dieses heimische Erzeugnis zu verwenden, überzeugt hatte. Vornehmlich unter Führung der Eintrachtwerke waren inzwischen in jahrelangen Verhandlungen mit der Eisenbahnverwaltung die zum Gedeihen der Niederlausitzer Kohlenindustrie notwendigen Frachttarife erstritten worden.

Wollte man der wachsenden Nachfrage gerecht werden, so mußten die bestehenden

Anlagen vergrößert werden. Die „Eintracht“ begann daher im Jahre 1890 den Erwerb von Kohlenfeldern im Gebiete bei Welzow im Kreise Spremberg und errichtete hier in den Jahren 1892, 1896, 1900 und 1904 die vier Brikettfabriken ihrer Gruben Clara = Welzow und Clara II = Saidemühl.

Durch die „Clara“-Gruben war der Eintracht eine führende Stellung in der Kohlenindustrie der Lausitz gesichert. U. a. mit Rücksicht auf die Bedeutung dieser Gruben wurde im Jahre 1906 auch der Sitz der Gesellschaft von Berlin nach Neu-Welzow, Kreis Spremberg, verlegt. Die Beliebtheit ihrer Briketts, die unter der besonderen Schutzmarke „Unter“ gepreßt wurden, führte zu dem Entschlusse, in den Jahren 1909 usw. in der Oberlausitz bei Hoyerswerda einen großen Kohlenfelderbesitz zu erwerben und dort zunächst bei Zeißholz eine weitere Anlage „Clara III“ genannt, zu errichten.

Ebenfalls in der Oberlausitz liegt die neueste, nach dem Begrunde der Eintracht benannte Grube „Verminghoff“. Die Arbeiten für ihren Aufschluß waren gerade begonnen, als der Krieg ausbrach. Erst im Jahre 1918 gelang es, das Werk unter erheblichen der Allgemeinheit gebrachten Opfern nach schweren Mühen zu vollenden.

Der Krieg war auch die Veranlassung, den Abraum, der bis dahin in der Hand eines selbständigen Unternehmers gelegen hatte, in eigene Verwaltung zu übernehmen. Ebenso wurde von der Handföderung zur maschinellen Kohलगewinnung übergegangen.

Zuerst hatten nur die Gruben „Louise“ und „Clara“ Rohkohle verkauft. Der Hunger nach Brennstoffen nötigte aber nicht nur zur Erweiterung der für diesen Zweig des Geschäftes bestehenden Einrichtungen auf diesen Gruben, er war auch der Anlaß zur Schaffung entsprechender Einrichtungen auf den Gruben Clara III, Henriette und Verminghoff.

Die nachstehenden Zahlen geben am besten ein Bild von der Entwicklung des Unternehmens:

	1883	1919
Gesellschaftskapital . . . . .	M. 187 000.—	M. 20 000 000.—
Anleihen . . . . .	—	.. 12 400 000.—
Kapital . . . . .	—	.. 12 400 000.—
insgesamt . . . . .	M. 187 000.—	M. 32 400 000.—
Gruben	1	6
Fabriken	1	9
Bressen	2	62
Rohkohlenförderüng	1 047 987 hl	51 907 155 hl
Briketterzeugung	13 639 to	1 062 504 to

Aufopfernde Arbeit — teilweise unter entmutigenden Verhältnissen — hat diesen Aufstieg ermöglicht. Fast zehn Jahre haben die Gesellschafter auf jedes Einkommen aus ihrem Geschäftsanteil verzichten müssen. Wo im unfruchtbarsten Sande noch vor 40 Jahren nur wenige Bauern ihr Leben fristeten, finden heute Tausende ihr Brot. In Wertsolonien haben sie ihr Heim. Eigene Landwirtschaftsbetriebe und Kaufhäuser sorgen

für ihr Wohl. Für Kindererziehung und Erbauung werden Schulen und Kirchen teils unterstützt, teils voll unterhalten. Wertsbibliotheken bestehen auf allen Anlagen. Eine nach den Bedürfnissen jährlich vom Werke aufgefüllte Wohlfahrtstasse hilft den in Not Geratenen, den Witwen und hinterlassenen Kindern, denen auch in Witwenhäusern ein Obdach geboten wird. Die Fürsorge für ihre

Arbeiter und deren Angehörige ließ die Verwaltung während des Krieges Millionen ausgeben. So hat stets zwischen Leitung und Belegschaft ein gutes Einvernehmen bestanden. Als ein Zeichen hierfür mag es angesehen werden, daß seit Bestehen der „Eintacht“ bis zur politischen Umwälzung im November 1918 nicht einmal gestreift wurde.

## Vor der Ernte.

Der Sommer schläft; der Himmel grau verhangen

Hüllt fast in Abenddämmerung den Raum.  
Es steht das Laub in seinem vollsten Brangen.  
Ein leiser Windhauch weht es wie im Traum.  
Die Wolke wandert schwer in tiefem Zuge  
Und laugt im Ziehen den verströmten Duft;  
Die Schwalbe haucht sich ihre Rost im Fluge.  
Ein weißer Schmetterling befährt die Luft.

Der Sommer schlummert; scheint er nicht zu lagern:

O, gönnt mir diese nur zu flücht'ge Ruh.  
Hört ihr? Schon mir wird die Senfe angeschlagen.  
Mir fielen heiß und matt die Augen zu.  
Laßt mich in dem umwölkten Schlummerhaften,  
Auf meinen kühlen Kalen hingeistret.  
Nur ein paar Tage laßt mich rubig schlafen.  
Eh' heiße Arbeit mich aufs neue weckt.

Friedrich Groch.

## Wunder und Geheimnisse des Glases.

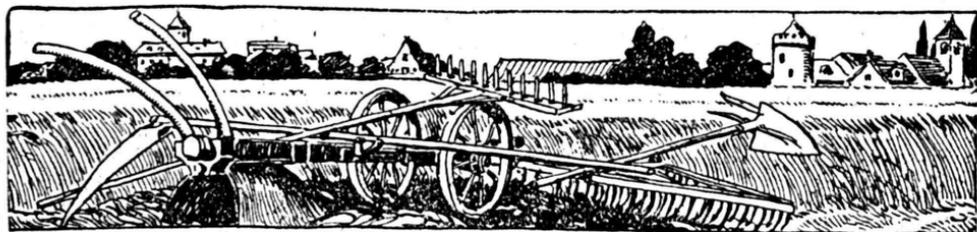
Die Glasindustrie hat in der Niederlauf schon vor mehr als zwei Jahrhunderten Fuß gefaßt und namentlich seit der Erfindung der Braunkohlensfelder eine sehr schnelle Entwicklung genommen. Glashütten bestehen seit langem in den Kreisen Calau und Spremberg, seit einigen Jahren hat auch im Kreise Cottbus eine Glashütte (in Peiß) den Betrieb aufgenommen.

Die Kunst des Glasmachens, des Glasblasens und der Glaschleiferei hat mancherlei Geheimnisse. Auf einige derselben soll in nachfolgenden Zeilen hingewiesen werden.

Der römische Naturforscher Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte, daß zur Zeit des Kaisers Tiberius einem römischen Künstler die Herstellung von biegsamem Glas gelungen war. Man hätte aber seine Werkstätte zerstört, damit einem so fehlerfreien und vollkommenen Material gegenüber nicht Gold, Silber und Kupfer ihren Wert verlieren könnten. Petronius, der Vertraute Neros, berichtet hierzu, daß der Künstler mit einer aus dem neuen Glase gefertigten Vase vor dem Kaiser Tiberius erschienen sei, um sie ihm als Geschenk anzubieten, und daß er in dem Augenblick, als dieser sie habe fassen wollen, das Gefäß zu Boden geworfen habe. Doch hätte der Künstler die Vase aufgehoben und dem Kaiser gezeigt, daß sie nur eine kleine Beule von dem Fall davongetragen hatte, die sofort

mit einem Hämmerchen beseitigt werden konnte. Petronius berichtet weiter: Der Künstler glaubte sich am Ziele aller seiner Wünsche, als der Kaiser ihn fragte, ob noch jemand anders um das Geheimnis der Herstellung solchen Glases wisse. Als der Künstler dieses verneinte, habe ihn Tiberius kurzerhand enthaupten lassen, und zwar unter der Begründung, daß eine solche Kunst schädlich sei, da sie das Gold entwerten würde.

Man kann aber auch vermuten, daß Tiberius der Einzige sein wollte, der solches Gefäß besaß. Nach einer andern Kunde, die uns über diesen Vorfall durch Dio Cassius überliefert worden ist, wären Mißtrauen und Furcht gegenüber dem Künstler bei Kaiser Tiberius die Triebfeder für die schändliche Tat gewesen. Der Kaiser soll den Künstler früher, als er einen geluntenen Säulengang in Rom mit bewundernswertem Geschick gehoben hatte, zwar reich beschenkt, ihn aber aus Rom verbannt haben, weil ihm ein so tüchtiger Mann gefährlich schien. Der Künstler jedoch, der den wahren Beweggrund der Ungnade des Kaisers nicht recht erkannt haben mußte, sei wieder vor dem Kaiser erschienen und habe ein am Boden zerstückertes Glasgefäß mit den Händen wieder zusammengefügt, um sich die Gunst des Tyrannen wieder zu gewinnen. Der Kaiser konnte hierin aber wieder einen Beweis dafür fin-



den, daß der Mann wirklich gefährlich sei, und so lieb er ihn töteten.

Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß diesen Berichten eine Tatsache zu Grunde liegt. In der Glasmacherkunst waren uns die Alten sicher weit überlegen. Solche Kunstleuten wurden damals auch sehr gut bezahlt. Die einfachen Einrichtungen der Glasbütten jener Zeit hätten zwar die Spiegelscheiben großen Formats, wie sie heute die Geschäftswelt begehrt, nicht geliefert, aber in anderer Beziehung wurde damals Bewundernswertes geleistet. Die ältesten Gläser, von denen wir Kunde haben, stammen aus dem alten Phönicien und Aegypten. Aus dem 17. Jahrhundert v. Ch. ist eine gläserne Urne erhalten, die beweist, daß damals schon die ägyptischen Glasmacher die Kunst des Schleifens und des Ueberfangens (Ueberziehen mit andersfarbigem Glas) kannten. Man fertigte in Aegypten wie in Phönicien in Form und Farbe ausgezeichnete Sachen, goß auch Gegenstände von sehr großem Umfange (Sartophage, Figuren, Obeliskten) aus Glas. Der ägyptische König Sesostris ließ 1643 v. Chr. aus smaragdgrünem Glas eine Bildsäule gießen. Später entwickelten die Römer eine besondere Kunstfertigkeit im Glasmachen. So wird u. a. berichtet, daß in dem berühmten Theater des Medilen Scaurus ein ganzes Stockwerk aus Glas erbaut war. Die Brunnflucht der römischen Kaiserzeit begünstigte die Entwicklung der Glasmacherei. Die Luxusgläser aus dieser Zeit in glänzenden Farben mit kunstvoller Färbung, Mosaik- und angeschliffener Verzierung, sogar Schmuck durch freistehendes zierliches Netzwerk, beweisen den hohen Stand der Glastechnik.

Die Angaben über die Erfindung von biegsamem Glas klingen durchaus nicht ungläublich, denn der aus gesponnenem Glase gefertigte Schmuck verschiedenster Art beweist, wie biegsam und haltbar dieses Material sein kann. Warum soll es dem rastlosen Erfindungsgeist des Menschen nicht gelingen, das durch die Schandtat eines Tyrannen in Verluft geratene Geheimnis wiederzufinden und Glas herzustellen, das biegsam und unzerbrechlich ist?

Mit lautem Jubel würden die Hausfrauen diese Erfindung begrüßen! Es gäbe dann keine Glasscherben mehr und auch höchstens noch verbogene und keine zerbrochenen Fensterscheiben. Es ist aber stark zu bezweifeln, daß die Glasindustrie solche Erfindung mit derselben Freude aufnehmen würde.

Die großen Hoffnungen, die man auf eine Entwicklung der Glaspinnerei vor mehreren Jahrzehnten gesetzt hat, haben sich nicht erfüllt, denn zu einer Gebrauchsware in größerem Umfange ist das Glaspinnst noch nicht geworden, wenigstens soweit hierbei Gewebe für Gewänder in Frage kommen. Bekanntlich hatte ein österreichischer Glaskünstler (von Brunfaut) in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts aus einer

Glasmasse von besonderer Zusammenfassung ein außerordentlich feines Gespinnst gewonnen, das mit der hohen Weichheit loser Seide den schönsten Glanz verband. Aus dunkelgelbem Glase kann man eine Glaswolle gewinnen, die diejenige des goldenen Fajons täuschender nachahmt, als es sich die kühnste Phantasia ausmalen kann. Auf der Wiener Weltausstellung wurden märchenhaft schöne Glasgewebe zur Schau gestellt, gegen welche die duftigen indischen Schals (die den poetischen Namen „gesponnene Luft“ tragen) als recht grobe irdische Erzeugnisse erschienen. Der Erfinder von Brunfaut hatte aus seiner Glaswolle z. B. Brautkleider von etwa 2 Metern im Geviert fertigen lassen, die in einer walnußgroßen Kapsel Platz hatten und durch einfache Anblasen in ihrer ganzen Pracht entfaltet werden konnten. Die Hauptschwierigkeit für das Weben der Glaspinnfäden besteht aber darin, daß es immer noch nicht gelungen ist, den mehr als spinnwebfeinen Fäden abzuhaupeln.

Wenn es bisher noch nicht geglückt ist, biegsames Glas herzustellen und dadurch ein unzerbrechliches Material zu gewinnen, so ist man auf einem andern Wege doch schon etwas weiter gekommen, ohne aber das erstrebte Ziel nun ganz zu erreichen. Hartglas hat man nach verschiedenen Verfahren schon lange hergestellt, und splittterfreies Glas wird in jüngster Zeit als die neueste Errungenschaft auf diesem Gebiet angeboten. Aber unzerbrechlich ist auch dieses Erzeugnis noch nicht.

Wenn man irgend einen aus der flüssigen Glasmasse gebildeten Gegenstand an der freien Luft abkühlen läßt, so erkalten die äußersten Oberflächenschichten des Glases gegenüber den innern so schnell, daß zwischen den äußern und innern Schichten eine gewisse Spannung entsteht. Das hat zur Folge, daß irgend welche Temperaturschwankungen solch schlecht gefühltes Glas zum Zerpringen bringen können. Ein Luftzug vermag oft schon das Springen eines unberührt stehenden Glases zu verursachen. Diese hochgradige Empfindlichkeit schlecht gefühlten Glases sucht man bekanntlich dadurch zu verhüten, daß die fertigen Gegenstände glühend heiß in einen sogenannten Kühlfen gebracht und dort gefühlt werden. Das Auskühlen darf aber nur gleichmäßig für die äußern und innern Schichten erfolgen.

Man könnte nun annehmen, daß durch ein überaus langsames Abkühlen der beste Erfolg gesichert wäre. Das ist aber ein Irrtum. Eine sehr langsam abgekühlte Glasmasse büßt allerdings an Sprödigkeit ein, zugleich aber auch an Durchsichtigkeit, da infolge Ausscheidung unzähliger kleiner Kristalle die Glasmasse sich in eine Art Milchglas verwandelt, das man nach dem Forscher Reaumur, der bei Versuchen diese Umwandlung feststellte, Reaumur'sches Porzellan genannt hat.

**AEG**  
COTTBUS

**Tragbare Motoren**  
**Motorschleifen f. Landwirtschaft**

Auch auf eine andere höchst merkwürdige Eigenschaft des Glases sei noch aufmerksam gemacht. Läßt man Tropfen glühenden Glases in Wasser fallen, so sinken sie wie leuchtende Sternschnuppen nieder und ziehen einen langen Glasfaden nach sich. In einem dunkeln Winkel kann man beobachten, wie die rote Glut dieses Glastropfens noch eine Weile anhält. Der erkaltete Glastropfen ist so hart, daß man ihn durch Hammerschläge nicht zertrümmern kann. Sobald aber der dünne Glasfaden abgebrochen wird, zerspringt der Glastropfen mit lautem Knall zu Staub. Diese eigenartigen Glastropfen haben die Bezeichnung „Glastränen“ erhalten. Auch die sogenannten Bologneser Flaschen bieten die Ueberraschung des plötzlichen Zerfalls. Es sind das kleine, dick-

wandige Glasföhlchen, die infolge plötzlicher Kühlung außen so hart werden, daß man darauf hämmern kann, die aber durch ein spitzes Steinchen, das man durch die Mündung fallen läßt, in Staub zersprengt werden können. Dieses explosionsartige Zerstäuben schlechtgeföhler Gläser rührt allem Anschein nach davon her, daß eine sehr elastische, gar nicht spröde äußere Schicht zwiebelchalenartig sich anschließende innere Schichten von ungleicher Spannung umfassen hält. Die leichte Berührung durch das Steinchen genügt, um das Zerspringen herbeizurufen.

So bietet denn das Glas dem Erfinder noch manche schwere Aufgabe und dem Forscher noch manches Geheimnis.

## An mein Lausitzerland.

Kornblumenkranz im schlichten Haar,  
Des Himmels Blau im Auaenpaar.  
Mit braunem Arm und Angeicht,  
Schwierig die Hand von harter Pflicht,  
Vertraut mit Regen, Sonn' und Wind,  
Ein scheues, stilles Heidekind:  
Wie lieb' ich dich mit deinem Sand,  
Lausitzerland, mein Vaterland!

Gar manches Land prunkt hoch daher  
Und ist im Herzen hohl und leer.  
Du prahlst nicht laut in buntem Kleid,  
Dein Wesen heißt Bescheidenheit,  
Doch stolz tritt auf, so man begehrt,  
Zu schauen tiefen, innern Wert:  
Biel Schätze birgt dein schlicht Gewand,  
Lausitzerland, mein Vaterland!

Zwar wer die Schätze draußen sucht,  
Nicht reich ihm dünkt des Bodens Frucht.  
Es ringt nie rastende Geduld  
Um targer Erde dürftige Huld.  
Genüglam ein der Landmann fährt,  
Was ihm als Lohn der Herr beschert.  
Treu hält allseit dein Glaube stand,  
Lausitzerland, mein Vaterland!

In Schwedentkrieg, Hussitennot  
Getrost du schautest auf zu Gott,  
Dum ward ein Schatz dir eigner Art  
Vom Herrn für spätre Zeit aepart:  
Wie dein Wert ruht in Herzens Schacht,  
So wuchs dir tief in Bergesnacht  
Der Erde schwarzer Diamant,  
Lausitzerland, mein Vaterland!

Im Balmenhain am weiten Meer  
Wie wurde mir das Herz so schwer,  
Du, Heimat, stilltest erst mein Leid,  
Hin geb' ich alle Herrlichkeit  
Für dich in Abendsonnenglut  
Mit deinen Riefen rot wie Blut,  
Für deine Heide, deinen Sand,  
Lausitzerland, mein Vaterland.

Prof. Vierich.



# Das alte Schloß zu Senftenberg.

In seiner gegenwärtigen Gestalt zeigt sich das alte Schloßgebäude, das inmitten einer Umwallung erhalten geblieben ist, als ein schmuckloser Bau von drei Flügeln, die einen quadratischen Hof umschließen, dessen vierte Seite von einer hohen Mauer mit Portal begrenzt wird. Ein hoher Wall mit vier vorspringenden Bastionen umgibt die Schloßanlage. An Baulichkeiten sind noch ein größeres und ein kleineres Nebengebäude vorhanden und auf der nach Nordosten vorspringenden Bastion ein kleines achtgediges Wachtgebäude (vom Volksmunde „Pulverturm“ genannt), das laut Inschrift aus dem Jahre 1672 stammt. Die Umwallung ist mit Säumen bespannt, und an der West- und Südwestseite sind in jüngster Zeit Promenadenanlagen entstanden.

In früheren Zeiten hatte die Schloßanlage, wie eine Ansicht aus dem Jahre 1628 zeigt, ein ganz anderes Aussehen. Rings war sie von Wasser umgeben. Eine lange Zugbrücke (später ein aufgeschütteter Erdamm) gestattete den Zufahrt.

Zwei Türme und hohe Erkergebäude gaben dem Schloß größeres Aussehen. Wegen Baufalligkeit mußten aber die Türme und ein Stodwert abgetragen werden. Eine durchgreifende Wiederherstellung der Baulichkeiten ist nach dem 30jährigen Kriege erfolgt.

Wo die alte Burg „Sumpfenburg“ gestanden hat, ist nicht mehr festzustellen. Der Volksmund bezeichnet die Reste einer uralten Rundwallanlage im sogenannten Laug (etwa eine halbe Stunde östlich der Stadt gelegen) als „das alte Schloß“. Die Burg Senftenberg ist nach vorliegenden Nachrichten 1431 von den Hussiten erobert und zerstört worden. Sie wurde nicht wieder aufgebaut, sondern Hans von Polenz, der spätere Markgraf der Lausitz, ließ ein neues Schloß errichten und verlag es mit starken Befestigungen. Das Schloß wurde dann später (um 1500) durch Kurfürst Moritz von Sachsen zu einer Festung neuern Stils erweitert. Um diese Zeit war der später durch den Bau des Dresdener Schlosses bekannte Baumeister Hans v. Dohn-Rothfeller Amtshauptmann von Senftenberg. Erwähnt sei hierbei, daß sich unter den 57 Amtshauptleuten, die Senftenberg unter kursächsischer

Herrschaft gehabt hat, u. a. auch der berühmte Alchimist Baron v. Klettenberg befand, der 1720 wegen Betrügereien enthauptet wurde.

Im 17. und 18. Jahrhundert galt das Schloß Senftenberg als Landesfestung. Nebenher diente es als Staatsgefängnis. Manchen Jammer haben seine Mauern umschlossen. So starb hier in Schwermut und Verzweiflung der calvinistische Superintendent D. Johann Stözel aus Birna, den man wegen Ketzerei (Kryptocalvinismus) gefangen gesetzt hatte, und dessen Frau, die des Mannes Schicksal teilte. Sie sind unter dem Glodenturm der Stadtkirche begraben worden.

Während des 30jährigen Krieges hatte Senftenberg schwere Trübsale, Pest, Blünderung und Brandschäden zu erdulden. Auch der Nordische Krieg und der Siebenjährige Krieg brachten schwere Nöte und Lasten. Da Friedrich der Große alles Kriegsmaterial aus der Festung Senftenberg nach Weis hatte schaffen lassen, wurde Senftenberg nach dem Huberburger Frieden als Landesfestung ganz aufgegeben. 1817 verfolgte der preussische Kriegsminister Bienen zeitweilig den Plan, Senftenberg wieder zu einer Festung zu machen.

Lange Zeit ist das Schloß dann Sitz des Amtsgerichts gewesen. Jetzt bietet es in seinen Mauern Schulräume für das Reform-Realgymnasium und birgt auch die städtischen Altertumsstamm-

lungen, die in den letzten Jahren dank heimatkundiger und heimattreuer Mitarbeit stattlich angewachsen sind.

## Herbstmorgen im Senftenberger Schloß.

So bleibe immer mir im Sinn:  
Im Herbstesmorgenlonschnein,  
So licht und khlit und klar,  
Ist auch dein Sommer längst dahin,  
Ist deine Blütezeit vorbei,  
Du stehst in stiller Reife Jahr für Jahr.  
So bleibe immer mir im Sinn.  
Und Deines Herbstes reine Nacht  
Durchdringe uns, die wir Dich lieben.  
Dann nimm uns hin,  
Daß wir in Dir die tiefe Kraft  
Der lieben Heimat fühlen.

H. L.



Vor dem Senftenberger Schloß

# Cottbusser Jahrmarkt.

Die Jahrmärkte haben im Laufe der Zeit fast überall an Bedeutung stark eingebüßt. Die Zahl der Marktbesucher und der Marktfahrer mit Verkaufständen, Schaubuden und Belustigungen verschiedenster Art ist dort ständig zurückgegangen, sodaß manche Marktplätze auf einen Jahrmarkt oder Krammarkt überhaupt verzichtet haben. Der Cottbusser Frühjahrs- und Herbstmarkt bildet eine beachtenswerte Ausnahme, denn noch immer übt er auf weite Teile der Niederlausitz seine erprobte Anziehungskraft aus.

Der Fremde, der zufällig in den Cottbusser Jahrmarktstrubel gerät, ist höchst erstaunt, ein derartig bewegtes Markttreiben beobachten zu können. Es wird in der Tat jetzt nur noch wenige Städte in deutschen Landen geben, denen ein Jahrmarkt viele Tausende von Marktbesuchern in Sonderzügen im Besonderen aus beträchtlicher Entfernung zuführt.

Es müssen besondere Umstände mitsprechen, denen der Cottbusser Jahrmarkt seine Lebenskraft zu verdanken hat. Vor allem wirkt das Wenden-tum, das in der Spreewaldniederung trotz aller Vorauslagen noch lange nicht Vergangenes genommen hat, mit seinem zähen Festhalten am Althergebrachten auf den Bestand des Cottbusser Jahrmarkts ein. Schon am Marktsonntag, an dem in den Nachmittagstunden der Marktbetrieb offiziell seinen Anfang nimmt, zeigt sich unter den Zehntausenden, die durch die Marktbudenreihen oft in drangvoll fürchterlicher Enge drängen und gedrängt werden, die farbenfreudige und bildhaftere Wendentracht schon recht häufig. Am Marktmontag aber rückt jung und alt aus den Wendendörfern in Scharen an, um die altgewohnten Einkäufe zu machen oder sich den Jahrmarktsfreuden hinzugeben, unter denen für die erwachsende Jugend abends der Tanz nicht fehlen darf. Dieser Einschlag des wendischen Volkstums sichert dem Cottbusser Jahrmarkt seine Eigenart und wirkt für viele Besucher als Anreiz.

Die zentrale Lage der Stadt Cottbus in der Niederlausitz und die günstige Verbindung auf acht Eisenbahnstrecken sind wei-

tere Ursachen für den starken Marktverkehr. In Wechselwirkung hiermit stehen die Maßnahmen der Eisenbahnverwaltung durch Einstellung von Sonderzügen und der Stadtverwaltung durch Regelung und Förderung des Marktbetriebes.

Bekanntlich ist in neuerer Zeit vielfach den Jahrmärkten die Existenzberechtigung abgesprochen worden. Man machte geltend, daß alles das, was man auf einem Jahrmarkt kaufen kann, kaum teurer, wohl aber in besserer Ausführung und darum auch preiswerter in den Ladengeschäften erstanden könne. In der Tat werden der Jahrmarktware mancherlei Mängel nachgesehen, weil man allgemein mit ihr den Begriff des besonders billigen Gelegenheitskaufs verbindet. Zwei-

ellos trifft das für mancherlei „Jahrmarktstram“ zu. Der Cottbusser Jahrmarkt bietet aber auch Waren, die durchaus nicht als minderwertig angesprochen werden können. Es sei nur auf die Holzwaren- und Korbwarenstände hingewiesen. Dort findet man Handwerker, die seit Jahrzehnten diese Märkte regelmäßig besuchen und ihre gesamte Jahresarbeit in Cottbus auf den beiden Märkten ablegen. Die größere Auswahl und eine solide Arbeit haben dazu geführt, daß viele dieser Marktstände sich eine feste Kundschaft sichern. Welche großen Umsätze oft auch in andern Waren auf dem Jahrmarkt erzielt werden, davon liefern, um nur auf einige Beispiele hinzuweisen,



Am Berliner Platz

eine Bausener Honigkuchenbäckerei am Rathaus, die Handwagenstände auf dem Berliner Platz und der Geschirrmarkt (Topfmarkt) auf dem Ditromer Platz klare Beweise.

Was an üblicher Jahrmarktware oder als Gelegenheitsangebot sonst noch zum Verkauf gestellt und mit mehr oder weniger Geschäft und Glück an den Mann oder die Frau gebracht wird, hat oft genug recht zweifelhaften Wert und bringt dem Käufer nicht immer reine Freuden. Es darf aber nicht übersehen werden, daß dem Marktbesucher im allgemeinen das Geld looderer in der Tasche list. So war es wenigstens in der Vorkriegszeit. Jetzt reißt ein Jahrmarkts-

beluch schon etwas mehr ins Geld, da auch die Jahrmarttspreise das Bestreben zeigen, sich den Weltmarktpreisen" anzupassen.

Ein bewegliches Lied hiervon vermag der vielgeplagte Familienvater zu singen, der seine Sproßlinge nach altbergebrachter Sitte mit dem Jahrmarttsgeld versehen soll. Die Berg- und Talbahn, Tunnelbahn, Luftschaukeln, Karussells, Hippodrom und die andern Hochgenüsse auf dem „Kummel“ haben fortgesetzt ihre Preise erhöht, und wenn die liebe Jugend ihren Vorkurs macht und eine nette runde Summe als Mindestbedarf andeutet, dann könnte man an des Dichters Wort denken: „Den Vater araukelt!“ Der „Kummel“ ist aber nicht nur für die Kinderwelt, sondern auch für die erwachsene Jugend und für gelehrte Leute trotz der schweren Zeiten immer noch reichlich ausgestattet. Der Stadttheaterbau hat ihm allerdings von den etwa 10 Morgen Fläche, die vor 1907 auf dem Schillerplatz zur Verfügung standen, nur knapp 6 Morgen gelassen. So kommt es denn, daß bei günstigem Wetter zu gewissen Zeiten ein Gang durch die Budenstadt des Kummelplatzes mit dem Ohrenschmaus der zahllosen stark- oder schwachbrühtigen Musikinstrumente und dem ganzen Getöse des Markttrubels, den mehr oder minder zweifelhaften Düften, namentlich in den Abendstunden, ein „Genuß eigener Art“ und so etwas wie ein Abenteuer ist. Der alte und der echte Cottbusser schätzt seinen Jahrmarkt immer noch; es ist für ihn Ueberlieferung, sich auf einem Gang durch die Budenreihen darüber zu unterrichten, was auf dem Markt diesmal los war. Mit den vielen Tausenden von Marktbesuchern, die aus allen Teilen der Niederlausitz zum Cottbusser Jahrmarkt erscheinen, bildet er den

endlosen Zug, der an den Markttagen sich langsam durch die engen Budenreihen schiebt.

Unser Abbildung zeigt den Durchgang von der Marktstraße nach dem Berliner Platz, einen Engpaß für den Marktverkehr, den der Volksmund nach dem Eigentümer des nebenliegenden Hauses „Schulzes Loch“ benannte.

Im Laufe der Zeit hat der Cottbusser Jahrmarkt mit dem Wachstum der Stadt auch mancherlei Wandlungen und Wanderungen durchmachen müssen. In älterer Zeit stand innerhalb der Stadtmauern für Marktzwecke nur der Marktplatz, der Schloßkirchplatz, der Neumarkt, der Klosterplatz, später nach dem Bau des alten Amtsgerichts der Gerichtsplatz und nach dem Abbruch der alten Predigerhäuser der Oberkirchplatz zur Verfügung. Im übrigen wurden die angrenzenden breiteren Straßenzüge für den Marktbetrieb in Anspruch genommen. Der Viehmarkt fand, als in der Altstadt der Raum gar zu beengt wurde, auf dem jetzigen Berliner Platz statt. Der Topfmarkt, dem in älterer Zeit der Klosterplatz zugewiesen war, wurde später nach dem Neumarkt und Eingemeindung des Dorfes Ostrow nach dem Ostrower Platz verlegt. Eine durchgreifende Wandlung verurteilte die Verlegung des „Kummelplatzes“ von dem jetzigen Kaiser-Wilhelm-Platz, der 1904 mit gärtnerischen Schmuckanlagen versehen wurde, nach dem neuen Viehmarkt (jetzt Schillerplatz), während ein neuer Viehmarkt hinter der Infanteriekaserne eingerichtet wurde. Die Budenreihen auf dem Spremberger Wall fanden dann in der Bismarckstraße ihren neuen Standort. Die unabweisliche Folge dieser Verlegungen war ein Umleiten des Marktverkehrs in die neueren Stadtteile.



**Carl Stertz Nachf.**  
**Spremberg I.**  
**Fernsprecher Nr. 43**

**Wein-Großhandlung \* Großdestillation und Likörfabrik**

Senftenberg  
Kreuzstraße 30  
Brauhausstraße 2  
Fernsprecher 193

# Paul Kaiser

Hoyerswerda  
Bahnhofsstr. 13  
—  
Fernsprecher 188

## Spezialgeschäft

für

Schirme und Stöcke — Tabakpfeifen  
Lederwaren — Reise-Koffer u. Rucksäcke  
Sportartikel für Turnen, Fußball, Leichtathletik,  
Ringen, Bogenschießen, Wassersport //

Große Auswahl in

Glas-, Porzellan-, Steingut-, Emaille-,  
Aluminium- und Stahlwaren

Kinder-, Sport-, Leiter- u. Kastenwagen

Waschfässer // Reise- und Waschkörbe  
// Holz-, Korb- und Bürstenwaren //

Spielwaren, Geschenkartikel

Schieß- und Kegelpreise, Verlosungsgegenstände

Reparatur-Werkstatt für Schirme, Stöcke usw.

Achten Sie bitte ganz genau auf die Firma.

## Was der Kleingärtner wissen muß.

### Bodenbearbeitung und Düngung.

Die Gemüsepflanzen stellen an den Boden hohe Anforderungen. Ein wirklich lohnender Gemüsebau bedingt einen guten, warmen, humosen, weder zu trockenen noch zu nassen, in alter Kultur befindlichen Boden. Warme, mehr leichte Böden (z. B. humose, sandige Lehmböden), eignen sich besonders für Frühgemüse, schwere Lehmböden und solche, die im Frühjahr infolge ihrer Beschaffenheit nicht so rechtzeitig bestellt werden können, mehr für Spätgemüse. Bei Böden ohne guten Eigenschaften muß man die fehlende Kraft des Bodens durch gute Bearbeitung und ausreichende Düngung einigermaßen ausgleichen.

Das Gemüseland wird tief umgegraben und gleichzeitig der Stalldünger, je nach Boden und Gemüseart 150—250 Ztr. mit untergebracht. Der Stalldünger ist am besten, wenn er gut verrotet, nicht frisch und zu strobig ist. Komposterde ist im Kleingarten besonders vorteilhaft.

Künstliche Düngemittel werden kurz vor der Bestellung oder auch nachdem die Pflanzen angewachsen sind gegeben und leicht in den Boden untergebracht.

Zur Erzielung von Höchsterten bei starkzehrenden Gemüsen empfiehlt es sich, neben der Stallmistgabe etwas künstlichen Dünger zu geben. Alle Gemüsepflanzen gebrauchen auch Kalk, nur bei Kartoffeln ist Vorsicht geboten, da sie nach einer Kalkdüngung meist schorfia werden.

Während der Wachstumszeit der Gemüsepflanzen ist häufiges Lockern des Bodens (Hacken) erforderlich, die obere Bodenschicht darf nicht verkrusten. Das Unkraut muß vertilgt werden. Abgeerntete Landflächen sind sofort umzugraben und entweder neu zu bestellen oder in rauher Furche liegen zu lassen.

### Wechselwirtschaft.

Ein und dieselbe Gemüsepflanze darf nicht jahraus, jahrein auf derselben Stelle

anaebaut werden. Die Einhaltung einer richtigen Fruchtfolge ist deshalb auch erforderlich, weil manche Gemüsearten zu ihrem guten Gedeihen einen frisch gedüngten, andere wieder einen alt gedüngten Boden bedürftigen.

Zwei Gruppen unterscheiden wir:

1. starkzehrende Gemüse, d. i. die einen frisch gedüngten Boden brauchen, z. B. Kohllarten, Salat, Spinat, Tomaten, Gurken.
2. anspruchslose Gemüse, die altgedüngte Böden, also solche, die im Jahre vorher starkgedüngt und mit Kohllarten, Tomaten usw. bestellt waren, vorziehen. Hierzu gehören alle Hülsenfrüchte, Wurzelgemüse, Zwiebeln, Radies, Küchenkräuter.

Die Art der Fruchtfolge ergibt sich demnach aus den Ansprüchen der einzelnen Pflanzen von selbst.

Gutes Gemüseland kann im Laufe des Jahres zur besseren Ausnutzung mehrere Male bestellt werden.

Beispiel: Hinter Spinat, Frühkohlrabi, Früherbsen, Kopfsalat usw. folgen Rosenkohl, Grünkohl, Bohnen, Speiserüben, auch noch Spätkohl. Hinter Frühkartoffeln folgen Grünkohl, Feldsalat, Winterpinat, Kohlrüben.

Je nach Boden und Witterung sind die Anbaumöglichkeiten verschieden. Vor jeder neuen Bestellung muß das Land gut gelockert, und je nach den Ansprüchen der zweiten Frucht, gedüngt werden.

### Anbau der wichtigsten Gemüsearten.

In nachstehendem sei diesmal die Kultur der wichtigsten Gemüsearten behandelt.

**Gemüse, die in gut und frisch gedüngtem Boden gedeihen.**

**Weiß-, Rot- und Wirsingkohl.** Frühkultur. Ausaat Anfang bis Mitte März ins Mistbeet. Auspflanzen Ende April. Reihenabstand 50 Zentimeter, in den Reihen 40 Zentimeter.

## Kreisgiro- und Kreissparkasse

Mündelsicher **Cottbus, Kaiserstraße 12.** Fernsprecher Nr. 1548  
Reichsbankgirokonto. Postscheckkonto Berlin 126 501 (Kreisgirokasse); 14 494 (Kreissparkasse)

Ueberweisungs- und Scheckverkehr

Annahme von Depositen- und Spareinlagen in jeder Höhe bei bestmöglicher Verzinsung  
An- u. Verkauf von Wertpapieren, Einziehung von Schecks, Wechseln, Zins- und Gewinnanteilscheinen

Gewährung von Krediten in laufender Rechnung gegen Sicherheitsleistung  
Aufbewahrung u. Verwahrung v. Wertpapieren  
Vermietung von Schrankfächern in feuer- und diebessicherer Stahlkammer  
Ausstellung von Reisekreditbriefen